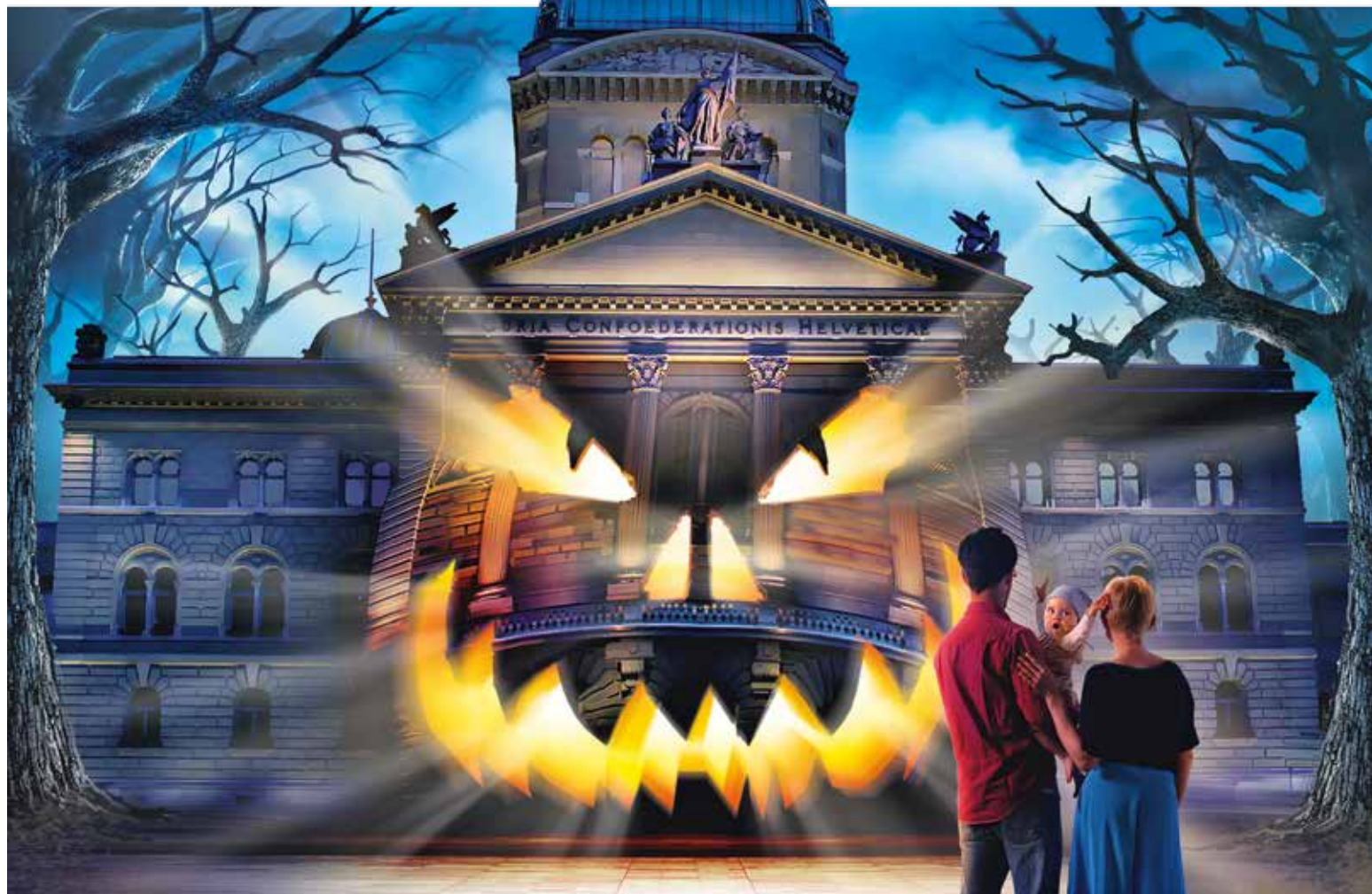


Managerinnen: Diese zehn Frauen machen die Schweiz täglich reicher

Nummer 32 – 8. August 2019 – 87. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WEITWOCHE



Der Staat, dein Feind

Wo er zugreift, wie er wächst und drückt.

Von Beat Gygi und Christoph Mörgeli

Die Zukunft ist blond

Boris Johnson, als Clown belächelt, entpuppt sich als menschlicher Dynamo.

Von James Delingpole

Warum pilgert Merkel in Hitlers «Königsloge»?

Der braune Hügel von Bayreuth. *Von David Klein*

4 194407 006904 32

Woodstock für harte Kerle
Rico Bandle am
Schwermetall-Open-Air
Wacken



VOR UNS DIE WELT

WENN AUS WEITSICHT
WELTSICHT WIRD.

Willkommen an Bord einer Kreuzfahrtflotte,
die jedem Vergleich vorausfährt – mit kleinen individuellen
Schiffen und größter persönlicher Freiheit.



HAPAG ¹⁸/₉₁ LLOYD
CRUISES

Mehr über unsere Luxus- und
Expeditionsreisen erfahren Sie unter:
www.vor-uns-die-welt.ch

Immer Anfang August erfährt das 1800-Seelen-Dorf Wacken im Norden Deutschlands eine Invasion von 75 000 schwarzgekleideten Rockern. Das dortige Open Air gilt als grösstes Heavy-Metal-Festival der Welt. Der Schweizer Metal-Pionier



Andere Welt: Musiker Fischer, Autor Bandle.

Tom Gabriel Fischer gehört zu den grossen Namen der Szene, dieses Jahr stand er zum fünften Mal auf der Bühne dieser gigantischen Veranstaltung. Rico Bandle ist mit Fischer und dessen Band Triumph of Death im Tourbus mitgefahren und hat die Musiker bei ihrem Auftritt begleitet. Es war eine Expedition in eine andere Welt: So brutal und düster der Sound, so liebenswürdig die Menschen dahinter. Seite 50

Wozu soll man am Morgen eigentlich aufstehen und ins Geschäft gehen, wenn es doch auch bequemer geht? Unternehmer müssen sich vor den Behörden praktisch ausziehen, wenn sie für einen öffentlichen Auftrag bieten, sie zahlen happige Gebühren für Kontrollen und liefern Steuern ab, von denen viele andere gut leben. Wer Auto fährt, hat Glück, wenn er nicht plötzlich als kriminell gilt. Für Leistungsträger wird der Staat zum Feind. In unserer Titelgeschichte zeigen wir auf, mit welcher Macht die öffentliche Verwaltung in unser Leben eingreift. Seite 14

Es war der Film «Wolkenbruch» um die wundersame Reise des orthodoxen Juden Motti in die Arme einer Schickse, der den Stern von Noémie Schmidt aus Sion in der Schweiz aufgehen liess. Wir treffen die 28-Jährige in Paris, wo sie seit fünf Jahren lebt und durch ihre Rolle in der Netflix-Serie «Versailles», der teuersten TV-Produktion Europas, um ein Vielfaches bekannter ist als hierzulande. Bei unserem Interview mit Redaktor Roman Zeller spricht sie über ihr Leben und ihren Erfolg im Showgeschäft – vor allem aber

darüber, was sie mit ihrer Kunst vermitteln will. Seite 54

Attentate in El Paso, Texas, und Dayton, Ohio, erschüttern die USA. Über dreissig Menschen kamen ums Leben, ermordet von zwei jungen Amerikanern. Die Rede ist von *domestic terrorism*, einheimischem Terrorismus. Trägt Präsident Trump mit seiner aggressiven Rhetorik eine Mitverantwortung für den Wahnsinn? In den USA ist ein erbitterter Streit über diese Frage entfacht, wie Amy Holmes in ihrer Kolumne berichtet. Hansrudolf Kamer analysiert, ob die Demokraten davon profitieren werden, und kommt



Einheimischer Terror: El Paso nach dem Attentat.

zu einem klaren Schluss: Nein. Pierre Heumann, unser Nahostkorrespondent, besuchte unterdessen eine Anti-Terror-Akademie und erklärt, wie man sich in Israel vor Attentaten schützt. Seiten 41, 46, 47

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),
Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana,
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Thomas Renggeli, Chris von Rohr,
Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Mission impossible: Politiker Patzelt. Seite 42



Krieger der Finsternis: Musiker Fischer. Seite 50



«Theater war einfach meine Leidenschaft, ich liebe es.»

Noémie Schmidt: Seite 54

Titelgeschichte

- 14 **Schweiz**
Der Staat, dein Feind
- 16 **Justiz**
«Beweisforschung ins Blaue»
- 17 **Finanzplatz**
Verschobene Grundlinien

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 7 **Kommentare** Spiel gegen den Souverän
- 8 **Wissenschaft** Propheten
- 8 **Geschlechter**
Und Calvin ging zum Regenbogen
- 9 **Herodot** Blauer Staat
- 10 **Kopf der Woche** Die Zukunft ist blond
- 18 **Mörgeli** Fehlanreize für Faulenzer
- 18 **Bodenmann**
Nix fremde Richter
- 19 **Medien** Zürcher Zeitungskrieg
- 19 **Die Deutschen** Grundi knüppelt

Inland

- 21 **Genfer Konventionen**
Menschlichkeit gegen Kriegsgräuel
- 22 **Einspruch**
Agrar-Armee
- 24 **Fall Habte A.**
Paranoia überall
- 30 **Spezielles, freiheitsliebendes Völklein** 1. August mit Othmar Thaddey, 99

Ausland

- 36 **Bayreuth**
Frau Merkel, warum gehen Sie da hin?
- 40 **EU**
Klub der gegenseitigen Behinderung
- 41 **Inside Washington** Wahrheitssuche
- 42 **Werner J. Patzelt** Alles gut
- 46 **Israel**
Hochschule gegen den Terror
- 47 **Amerika**
Todeswunsch der US-Demokraten

Wirtschaft & Wissenschaft

- 26 **Managerinnen** Diese Frauen machen die Schweiz reicher
- 28 **Ambros Uchtenhagen**
Soll man Cannabis legalisieren?
- 32 **Tobias Straumann**
Welt am Abgrund
- 34 **Automarkt**
Weniger Auswahl, höhere Preise
- 35 **Bart Stephens**
Bitcoins zweiter Frühling

Kultur & Gesellschaft

- 48 **Ikone der Woche**
Greta war da
- 50 **Rock** Bis die Knochen vibrieren
- 56 **The Big Swing**
Golfen im Engadin
- 58 **Opferkult**
Archaisch-religiöser Blindflug

Interview

- 54 **Schauspielerin Noémie Schmidt**
«In Paris könnte die Revolution beginnen»

Rubriken

- 7 **Im Auge**
Boris Johnson, Premierminister
- 12 **Personenkontrolle**
- 13 **Nachruf** Toni Morrison
- 22 **Leserbriefe**
- 23 **Fragen Sie Dr. M.**
- 60 **Die Bibel** Weltbilder
- 60 **Kino** «Parasite»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz** Marc Copland
- 62 **Thiel** Generationensicht
- 62 **Namen**
Präsidentin in bunten Farben
- 62 **Fast verliebt** Stripperin daten
- 63 **Unten durch** Beim Kiosk
- 64 **Wein** Niederberg Helden Riesling Auslese 2018
- 64 **Salz & Pfeffer**
Restaurant Schlüssel, Mels
- 65 **Auto** Porsche 911 GT3 (Typ 991)
- 66 **Tamaras Welt**
Durchgeknallt

Boris, Trump, Schweiz

Eine neue Allianz freiheitsliebender Länder.

Von Roger Köppel

Grossbritanniens neuer Premierminister Boris Johnson wird massiv unterschätzt. Das lässt sich allein schon daran ablesen, dass *Tages-Anzeiger*, Schweizer Fernsehen und die NZZ nicht müde werden, ihre Leser vor dem «Clown» zu warnen.

Die Mainstream-Medien führen nun schon seit Monaten eine Kampagne gegen den hochgebildeten Ex-Journalisten, der es immerhin geschafft hat, in der linken Stadt London zweimal als Tory-Bürgermeister gewählt zu werden.

In den Zeitungen lese ich, Johnson sei sprunghaft und unberechenbar, also alles andere als vertrauenswürdig. Ich habe ihn vor knapp fünfzehn Jahren persönlich kennengelernt, mehrmals getroffen, mit ihm zusammengearbeitet und einige seiner Bücher gelesen.

Mag sein, dass er auch schon mal eine Meinung geändert hat, doch anders als bei Frau Merkel, die für ihren «Pragmatismus» in den Medien gefeiert wurde, ist Johnson die «Windfahne», gegen die aus vollen Rohren gefeuert werden darf.

Was immer diese oberflächlichen, ihre eigenen politischen Vorurteile und Vorlieben an Johnson abarbeitenden Rezensenten bewegt: Sie verkennen den roten, unverrückbaren Faden im politischen Denken des neuen Premiers: seine fundierte EU-Skepsis.

Johnson ist kein Amateur. Er hat als Korrespondent in Brüssel gearbeitet. Seine Kolumnen im *Daily Telegraph* waren brilliant. Als in Europa die meisten noch blind der EU hinterherliefen, klärte Johnson seine Leser über die Irrwege und Fehlkonstruktionen Brüssels auf.

Seine Diagnosen waren hellsichtig, auch lustig, aber selbstverständlich ist Johnson, ein subtiler Intellektueller, der freilich schlaug genug ist, seine Brillanz nicht an die grosse Glocke zu hängen, auch ein sensibler Politiker, der Grossbritannien nicht einfach in eine offene Feldschlacht mit der EU führen wird.

Diese Ambivalenz, man könnte es auch Vorsicht nennen, wird Johnson in den Medien freihändig als Wankelmut ausgelegt. Man glaubt eine Diskrepanz zwischen Worten und Taten auszumachen – auf dem Papier EU-Kritiker, in der Praxis aber zögerlich, nicht wirklich bereit, Grossbritannien in die Unabhängigkeit zurückzuführen.



Zarte Knospen.

Mal sehen. In seiner ersten Woche als Premier hat Johnson seine Gegner überrascht. Seine ersten Personalentscheide lassen den pickelhaften Willen erkennen, die EU tatsächlich am 31. Oktober zu verlassen. Wenn es sein muss, ohne Deal. Was ihm die Medien, die zunächst seine angebliche Unentschlossenheit geisselten, natürlich wieder um die Ohren schlagen.

Johnson hat sogar in Aussicht gestellt, die EU-Austrittsgebühr von 39 Milliarden Pfund zurückzubehalten. Was ist so schlimm daran? Die EU ist weltweit der einzige Verein, bei dem man zahlen muss, wenn man rein will, bei dem man zahlen muss, wenn man drin ist und bei dem man zahlen muss, wenn man raus will. Und wenn man Schweiz heisst, muss man auch zahlen, obschon man gar nie drin war.

Leider machen auch Schweizer Medien und Meinungsmacher bei diesem roboterhaften Boris-Bashing mit. Sie übersehen das Wesentliche: Wenn Johnson Erfolg haben wird, woran er sehr ernsthaft arbeitet, dann wäre das eine grossartige Nachricht für die Schweiz.

Wie Grossbritannien will die Schweiz gute Beziehungen mit der EU. Sie will Freihandel, eine geregelte Zuwanderung, wechselseitigen Austausch, aber die Schweiz will auch, wie Grossbritannien, die Kontrolle behalten darüber, was auf ihrem Staatsgebiet passiert.

Ein Austritt Grossbritanniens schwächt den EU-Zentralismus und stärkt das Eigengewicht der Mitgliedstaaten. Vielfalt vor Einfachheit. Das ist gut für die Schweiz, die wie Grossbritannien auf Augenhöhe mit der EU zusammenarbeiten will, aber eben ohne Bevormundung und Diktate aus Brüssel.

Johnson brachte in der *Weltwoche* einst die Idee von «Britzerland» ins Spiel – engere wirtschaftliche Kooperation der beiden Freiheitsinseln. Journalisten haben an unkonventionellen, inspirierenden Ideen wenig Freude. Sonst

würden sie nicht so erbarmungslos auf Johnson einprägen.

Noch härter als auf Johnson schiessen die Schweizer Medien auf US-Präsident Donald Trump. Alles, was er macht, ist falsch. Angeblich. Seine Erfolge sind keine Zeile wert. Dass der Amtsinhaber von Washington der Schweiz eine Geburtstagskarte zum 1. August schrieb, wird belächelt oder ausgeblendet. Dabei ist es ein interessantes Zeichen.

Was sich zwischen der Schweiz, Grossbritannien und den USA abzeichnet, sind die zarten Knospen einer neuen Allianz freiheitlicher, weltoffener Staaten. Internationale Zusammenarbeit ja, aber keine bürokratischen Zwangsjacken: Das ist von alters her das Freiheitsverständnis der angelsächsischen Staaten, der Schwesterrepubliken der Schweiz.

Geschenkt, dass Trump nicht dem Idealbild eines Schweizer Konsenspolitikers entspricht. Aber der Mann im Weissen Haus hegt offenkundig Sympathien für das unabhängige EU-Nichtmitglied mitten in Europa. Das ist erfreulich. Und im besten Interesse unseres Landes.

Trumps 1.-August-Gruss ist eine Anerkennung der schweizerischen Unabhängigkeit. Gerade weil die Schweiz nicht Mitglied der EU ist, kann sie auf das Wohlwollen des US-Präsidenten zählen. Und vielleicht bald ein Freihandelsabkommen mit den Amerikanern unterschreiben. Wem das peinlich ist, der hat den Sinn für Realpolitik verloren.

Die Schweiz bleibt interessant, solange sie sich nirgends bindet. Unabhängigkeit bedeutet, ermöglicht Weltoffenheit. Die Chancen zeigen sich immer deutlicher. Briten, Amerikaner, Chinesen, auch die Russen ziehen die Schweiz einer arroganten, besserwisserischen EU vor. Gut so.



VIP-Arrangement: «Giardino Mountain» Luxus am Puls der Bergwelt

Das Engadin inmitten der Schweizer Alpen ist voller Spannung: Energie trifft auf atemberaubende Schönheit. Genauso ist es im «Giardino Mountain», dem 5-Sterne-Hotel im malerischen Champfèr bei St. Moritz. Hier geniessen Sie luxuriöse Entspannung und aktive Herausforderungen auf höchstem Niveau.

Das «Giardino Mountain» ist ein unvergleichlicher Rückzugsort. Mit Blick auf den Silvaplannersee und das Panorama des Oberengadins bietet es alles, was man sich zum Erholen und Geniessen nur wünschen kann. Als Ort der Kraft und der Inspiration ist es der perfekte Ausgangspunkt für Entdeckungen quer durch das majestätische Bergmassiv.

Tradition und Moderne

Historisch und topmodern, bodenständig und kosmopolitisch – hier werden Gegensätze zu neuem Leben erweckt. Das ehemalige Mädcheninternat aus dem 18. Jahrhundert wurde 2011 aufwendig restauriert und 2015 vom Reisemagazin *Geo Saison* als «schönstes Berghotel Europas» ausgezeichnet.

Mit einzigartigem Charme vereint das «Giardino Mountain» moderne Schweizer Architektur mit

traditioneller Engadiner Hausmalerei und zeitgenössischem Interieur. In den 77 individuell eingerichteten Zimmern und Suiten trifft alpiner Chic auf mediterrane Lässigkeit.

Kulinarischer Hochgenuss

Das «Giardino Mountain» bietet eine Vielzahl kulinarischer Erlebnisse. Im Hauptrestaurant «Hide & Seek» wird ayurvedisch inspirierte Küche serviert. In der Wintersaison sind zusätzlich die «Stüva» mit herzhaften Bündner Spezialitäten sowie das Highlight, das 2-Sterne-Restaurant «Ecco St. Moritz» geöffnet.

Power Retreat

Haben Sie Lust auf Wellness, Fitness und Lifestyle-Therapien? Im «Dipiù», dem topmodernen Spa auf 2000 Quadratmetern, finden Sie vom Innenpool über Saunaoasen bis zu Ruhezeiten alles zum Abschalten und Auftanken.

Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Leserangebot:
VIP-Arrangement im «Giardino Mountain», Champfèr

Leistungen:

- 3 Übernachtungen
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet
- Fr. 50.– Resort Credit pro Zimmer, einlösbar im Restaurant oder Spa
- Zutritt zum «Dipiù»-Spa
- Transfer Bahnhof St. Moritz–Hotel bei An- und Abreise
- Bergbahnticket Oberengadin

Spezialpreise (pro Person im DZ):

ab Fr. 365.– (statt Fr. 575.–)
Zusatznacht: 20% Ermässigung

Buchung:

Gültig vom 4. Juli bis 22. Juli 2019 und vom 4. August bis 15. September 2019. Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 0800 333 313 oder per E-Mail an reservation@giardino.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Giardino Group AG, Zürich
www.giardino.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Spiel gegen den Souverän

Von Beat Gygi — Funktioniert in der Schweiz das Zusammenspiel von Gesetzgeber, Verwaltung und Gerichtsbarkeit noch richtig? Nach dem Entscheid zu den UBS-Daten steigt die Unsicherheit.



Was ist noch erlaubt? Bundesrat Parmelin.

Was macht die Schweiz zu einem attraktiven Wirtschaftsstandort, was macht den Franken zu einer starken Währung mit hoher Kaufkraft für die Bürger, was bringt Vertrauen in die Wirtschaft? Es müssen etliche Faktoren stimmen, aber einer ist unerlässlich: Rechtssicherheit. Es ist ein grosser Trumpf des Landes, dass sich die Bürger und Unternehmen auf das verlassen können, was in Gesetzen und Verordnungen steht, und dass sie immer wieder bestätigt erhalten, dass sich auch die Verwaltung daranhält und im Bedarfsfall hilfsbereit ist. Nach dem Urteil des Bundesgerichts zur Lieferung von UBS-Kundendaten an den französischen Staat ist der Glaube in die Solidität der Schweizer Rechtsordnung erschüttert. Gegenüber ausländischen Behörden wird ein Tor geöffnet, das viele Bankkunden, Bankiers und Bürger für fest verschlossen geglaubt hatten.

In der Finanzbranche hat man zwar bereits viele Unwägbarkeiten erlebt, seit der Gesetzgeber nach der Finanzkrise neue Regulierungswellen ausgelöst hat und die Finanzaufsichtsbehörde Finma mit grossen Freiräumen bei der Überwachung von Banken und der Durchsetzung der Regeln ausgestattet worden ist. Aber nach dem Bundesgerichtsurteil erreicht die Unsicherheit in der Wirtschaft eine neue Stufe. Die Banken befürchten riesige

administrative Lasten, wenn es darum gehen wird, bei allen betroffenen Kundenbeziehungen sicherzustellen, dass nicht Drittpersonen in den Datenstrudel geraten. Unverständlich ist für Banker auch, warum jetzt dieses Urteil ergangen ist, nachdem die allermeisten Kunden ihre Beziehungen doch legal gemacht hätten und nun sowieso der automatische Informationsaustausch greife.

Im Verbund gegen die Legislative

Der Fall mit den UBS-Daten ist auch deshalb ein Alarmsignal, weil dieser an frühere Beobachtungen auf einem anderen Gebiet erinnert. Im Jahr 2014 lehnte der Nationalrat nach langen Jahren der Auseinandersetzung den damaligen Vorschlag zur Revision des Kartellgesetzes ab – unter anderem, weil dieser ein sogenanntes Teilkartellverbot gebracht hätte. Dies hätte bedeutet, dass Vertriebsvereinbarungen zwischen einem Hersteller und einem Händler, der ihm die Ware abnimmt, viel rascher unter den Verdacht der Wettbewerbsverletzung gekommen wären als bisher. Im Sommer 2016 jedoch wischte das Bundesgericht den Beschluss des Gesetzgebers beiseite. Die Richter urteilten, dass der Hersteller der Zahnpasta Elmex Parallelimporte in die Schweiz nicht durch spezielle Verträge unterbinden dürfe. Damit machte das Gericht genau das Teilkartellverbot zur Praxis. In der Wirtschaft herrscht seitdem Unsicherheit darüber, was eigentlich noch erlaubt ist; es dominiert die Angst vor Wettbewerbsbehörde und Gerichten.

In beiden Fällen hat die Judikative der Exekutive Unterstützung geleistet in der Auseinandersetzung gegen die Legislative beziehungsweise den Souverän. Die Richter haben aus eigener Kraft etwas eingeführt, was das Parlament vorher abgelehnt hat. Beobachter sehen darin ein Anzeichen, dass die Gewaltenteilung zwischen den drei Staatssäulen Legislative, Exekutive und Judikative nicht mehr so funktioniert, wie sie früher gedacht war. Das heisst: Statt dass die drei Gewalten durch *checks and balances* sich gegenseitig so kontrollieren, dass die Staatstätigkeit in vernünftige Bahnen gelenkt wird, schaukeln sie sich gegenseitig zu Regulierungen auf, die die Rechtssicherheit schwächen. Immerhin ist die Aufmerksamkeit des Publikums geschärft. Und das Volk als Souverän würde nicht tatenlos zusehen, sollten Gerichte zur Unterstützung der Verwaltung neigen.

Ein Bett für Boris



Boris Johnson, Premierminister.

Frei nach Bob Dylans «Blowin' in the Wind»: In wie vielen Betten muss ein Mann gelegen haben, bis er in 10 Downing Street schläft? Boris Johnson hatte unzählige Adressen. Das Chaos fing schon bei der Geburt am 19. Juni 1964 in New York an, was ihn automatisch auch zum US-Staatsbürger machte; den Pass gab er erst 2016 zurück, als er Aussenminister wurde. Er hörte als Kind schlecht und kapselte sich ab. Das wirkte als Triebfeder seiner Intelligenz und Fantasie. In den ersten vierzehn Jahren seines Lebens wechselte er im familiären Hin und Her zwischen den USA und Europa 32 Mal das Kinderzimmer, am längsten hielt es ihn in Brüssel, wo sein Vater Stanley im Europaparlament sass.

Johnson war ein Schutz- oder Deckname, sein Urgrossvater hiess Ali Kemal, war Innenminister des Osmanischen Reiches und wurde ermordet. Der Grossvater kam als Flüchtling nach London und nahm den Allerweltsnamen Johnson an, und Boris war eigentlich Alexander, die Familie rief ihn Al. Der Zweitname Boris ist seine karrieretaugliche Identität, eine Marke wie Willy Brandt, Grock oder Lenin. Als Hochbegabter erhält er ein King's-Scholars-Stipendium am Elite College Eton. Hier beginnt Al sich Boris zu nennen. Er studiert alte Sprachen in Oxford, wird ein aufregender Journalist mit schnellen Reflexen und haarsträubenden Widersprüchen, schliesslich der velofahrende Mayor von London. Und stets fällt ihm diese weissblonde Kindsfrisur in die Stirn, die aussieht, wie wenn er zu spät aufgestanden wäre; Babyface wird fast alles verziehen.

Jetzt ist der Zügelwagen vorgefahren, aber nicht vor 10 Downing Street, sondern vor der geräumigeren Nr. 11, wo sich die Regierungschefs seit Tony Blair einquartieren. Boris, der erprobte Unbehauste, zweimal geschieden, zieht mit Girlfriend Carry Symonds, 31, ein, sie bewohnen aber weiterhin auch die private Bleibe, einen viktorianischen 3,7-Millionen-Pfund-Bau mit Cheminée im Badezimmer und genügend *bedrooms*, manchmal kracht es zwischen den beiden. Peter Hartmann

Propheten

Von Erik Ebnetter – Prognosen von Forschern sind fehleranfällig. Sonst wären es Offenbarungen.

Die Geschichte der Klimawissenschaft ist reich an Fehlprognosen. Dass in den 1970er Jahren viele Experten vor einer Abkühlung warnten, ist heute weitherum vergessen. Die aktuellen Debatten drehen sich um die Frage, wie stark die globale Erwärmung ausfallen wird: Lässt sie sich auf 1,5 Grad gegenüber dem vorindustriellen Niveau begrenzen? Dagegen ist nichts einzuwenden, denn die Wissenschaft soll Szenarien entwickeln, die auf dem Stand der Forschung beruhen. Was irritiert, ist, wie routiniert selbst sachliche Einwände gegen diese Prognosen abgewehrt werden. *The science is settled*, heisst es. Die Forschung ist gemacht.

Es gab eine Zeit, da sprachen wissenschaftliche Grössen unumwunden von der Fehleranfälligkeit ihrer Arbeit. Ein Beispiel ist Wilhelm Bickel, ein hochangesehener Statistiker und Demograf, der 1967 als Rektor der Universität Zürich wirkte. Seine Rede am Dies academicus über «Bevölkerungszahlen in Vergangenheit und Zukunft» liest sich heute wie eine häretische Schrift. «Das Prophezeien ist eine alte Liebhaberei des Menschen», sagte Bickel. «Die einen tun es aus dem Kaffeesatz, die anderen wenden hochwissenschaftliche Methoden an, wobei sich der Skeptiker fragen mag, ob die Resultate bei diesem Vorgehen so viel besser sind als bei jenem.»

In guter Gesellschaft

Mit sokratischer Bescheidenheit bekannte er, die Bevölkerungswissenschaftler besäßen die Gabe, mit ihren Voraussagen immer falschzuliegen. Die Geschichte ihrer Prognosen sei eine Geschichte der Irrtümer, «was eine gewisse Zurückhaltung auch gegenüber den heutigen Propheten nahelegt». Das heisst nicht, dass Bickel auf Voraussagen verzichten wollte: «Science is prediction. Alles menschliche Handeln, das nicht planlos ins Blaue hinein geschieht, setzt voraus, dass wir irgendwelche Annahmen über die Zukunft treffen.» Er plädierte jedoch dafür, sich «von vorgefassten Meinungen, von Wünschen und Befürchtungen wie auch von einer Überschätzung augenblicklicher Entwicklungstendenzen freizumachen, uns des hypothetischen Charakters aller Prognosen bewusst zu bleiben und sie nicht als unabänderliches Schicksal hinzunehmen».

Mit seiner Skepsis befand er sich in guter Gesellschaft. Wie soll Niels Bohr, der dänische Physiker und Nobelpreisträger, einmal gesagt haben? «Prognosen sind schwierig, vor allem wenn sie die Zukunft betreffen.»

Und Calvin ging zum Regenbogen

Von Jürg Altwegg — Radikale Gender-Aktivist*innen verüben Farbanschläge auf die Reformationsmauer in Genf. Sie wehren sich gegen die Vereinnahmung ihrer Anliegen durch Politik und Wirtschaft.

Am meisten Farbe hatte Calvin abbekommen – mit ein paar Kübeln Rot und Gelb wurde seine Robe verschmiert. Nicht verschont blieben die überlebensgross in Stein gehauenen Protestanten an seiner Seite. Das humanitäre Genf ist bekanntlich der europäische Sitz der Vereinten Nationen und die Hauptstadt der weltweiten Ökumene. Das französische Observatoire de la christianophobie nahm den Anschlag auf die Reformationsmauer im Park der von Jean Calvin begründeten Universität in seine Liste der Vandalenakte auf. Er war in der Nacht nach der Gay Pride vom 14. Juli erfolgt – und von allem Anfang an war klar: Bei den Tätern handelt es sich keineswegs um «Homophobe».

Zu Schmierereien war es bereits im Juni, Mai und März gekommen. Die Stadt klagte jeweils und schickte ihre Putzmannschaft. Diesmal sind die Reinigungsarbeiten ganz besonders heikel und aufwendig. Aber darüber regt sich niemand wirklich auf. Schon gar nicht die Protestanten, denen ihr Denkmal peinlich ist.

«Farbenfrohe Inkontinenz»

Gebaut wurde es mit Geld der deutschen, ungarischen und schottischen Brüder aus Anlass von Calvins 400. Geburtstag, vollendet mitten im Ersten Weltkrieg. Der Erinnerungsort sollte den Protestantismus in der Aufklärung



Gutes Gewissen: Reinigungsarbeit, Genf.

– «Post Tenebras Lux» steht über den Köpfen – verankern und seine Verbundenheit mit der Demokratie wie der Freiheit unterstreichen. «Doch zum Zeitpunkt der Einweihung war der offizielle und obligatorische Protestantismus bereits im Niedergang begriffen», erklärt die Genfer Theologin Sarah Scholl, «und die Mauer von allem Anfang an unverständlich.»

Gabriel de Montmolin, der das sehr viel jüngere Reformationsmuseum leitet, mag sich ebenfalls nicht empören: «Ein Denkmal im öffentlichen Raum ist nun einmal exponiert.» Zudem verweigere sich der Protestantismus «jeglicher Sakralisierung» und habe viel «für die Meinungs- und Gewissensfreiheit und den Respekt der Minderheiten geleistet».

Der Sozialist Sylvain Thévoz verklärte die «herrliche und farbenfrohe Inkontinenz» zur Street-Art. Ihm fehlte lediglich die programmatische Erklärung, die der noch unaufgeklärten Menschheit den «tiefen Sinn» des Engagements für die LGBTQ+-Bewegung erklären würde. Das Kürzel, das einst für die Homosexuellen zweier Geschlechter stand, wird ständig länger. Jetziger Stand: Lesben, Gays, Bisexuelle, Transen, Intersexuelle, Queers und mehr (+).

Ein spätes Bekennerschreiben hat nun aber die Wahrnehmung des Farbanfalls radikal verändert. Die solidarische Sympathie wich nacktem Entsetzen. Nicht weil es sich bei den Tätern doch um neofaschistische Schwulenhasser gehandelt hätte. Nein, die Farbbeutelwerfer kommen vom radikalen Rand der LGTB-Bewegung. Und sie beklagten, dass an der Gay Pride im Zeichen des Regenbogens Wagen von politischen Parteien – der Grünen – und multinationalen Grosskonzernen mitführen. Dass die Stadt versuche, sich ein gutes Gewissen zu verschaffen.

Thévoz' «Inkontinenz» gerät zur versalzten «Farben-Suppe». Die etablierten LGBT-Vereinigungen schlagen sich auf die Seite von Stadtpräsidentin Sandrine Salerno (SP), die so viele Projekte in die Wege geleitet habe. Das wirre Pamphlet trifft Genf, wo man sich gern mit einem homosexuellen Imam brüstet, in seiner Identität. Die Verlegenheit, ja Verwirrung ist gross. Die – sexuellen – Minderheiten beklagen sich nicht über ihre Diskriminierung. Sie bestätigen ihre Instrumentalisierung durch die Politik. Man darf das als unfreiwilliges Eingeständnis deuten: dass ihr Kulturkampf gewonnen ist. Und das ist gut so.



Herodot

Blauer Staat

Das Uno-Hilfswerk für Palästinaflüchtlinge steht im Zentrum eines Machtpokers – mittendrin: sein Schweizer Chef, dem Misswirtschaft vorgeworfen wird. Was ist los im Nahen Osten?

Man bezeichnet sie als «blauen Staat», weil sie staatliche Aufgaben für einen Grossteil des palästinensischen Volkes wahrnimmt. Mit einem Jahresbudget von 1,2 Milliarden Dollar und 30 000 Angestellten ist das Hilfswerk für Palästina-Flüchtlinge (UNRWA) die grösste Uno-Agentur. Ohne die UNRWA hätten eine halbe Million Kinder keinen Schulzugang und über zwei Millionen Menschen keine Gesundheitsversorgung, oft auch kein Dach über dem Kopf und nichts zu essen. 5,5 Millionen Palästinenser haben, sofern sie bedürftig sind, Anspruch auf ihre Leistungen. Rund die Hälfte von ihnen, namentlich in Jordanien, steht längst auf eigenen Beinen. Der Rest ist existenziell auf sie angewiesen.

Im Libanon werden die meist sunnitischen Palästinenser wegen des religiösen Gleichgewichts des Landes nicht integriert und dürfen kaum ausserhalb ihrer Lager arbeiten. Der Gazastreifen ist etwa so gross wie der Kanton Schaffhausen und eine Halbwüste. Darin sind zwei Millionen Menschen zusammengepfercht, seit dreizehn Jahren im Belagerungszustand. Die allermeisten stammen aus dem heutigen Israel und überleben nur dank der UNRWA.

Nun wird der Hilfsorganisation verbreitete Korruption, Vetternwirtschaft und anderes mehr vorgeworfen, bislang ohne Beweise. Dass die Vorwürfe auch Pierre Krähenbühl, den schweizerischen UNRWA-Chef, persönlich betreffen, schockiert einigermassen. Ansonsten wäre es kaum überraschend, wenn ein Teil der Mitarbeiter sich der nicht nur in Nahost weitverbreiteten Vetternwirtschaft und Bereicherung an öffentlichen Geldern hingegen hätte. Dieses Phänomen ist bei grossen internationalen Hilfsoperationen leider eher die Regel als die Ausnahme.

Der Zeitpunkt der Enthüllung wahrscheinlich schon lange andauernder Missstände ist wohl nicht ganz zufällig. Seit Trumps Einzug im Weissen Haus steht die

UNRWA unter starkem politischem Druck. Die USA haben ihr die Unterstützung und damit ein Drittel der Mittel entzogen. Man wirft ihr vor, einem Frieden im Weg zu stehen, weil sie die palästinensische Flüchtlingsproblematik perpetuiert und die Hoffnungen auf eine Rückkehr nach Israel am Leben erhalte. Es wird bemängelt, dass sie die Nachkommen der ursprünglichen Flüchtlinge ebenfalls als solche registriert, und hinterfragt, warum es für die Palästinenser überhaupt eine spezielle Organisation braucht.

Letzteres hat auch mit der besonderen Verantwortung der Uno und ihrer Vorgängerorganisation für Palästina zu tun. Nach dem Untergang des Osmanischen Reiches im Ersten Weltkrieg übernahm der Völkerbund die Verantwortung für Palästina und erteilte den Briten den Auftrag, dort eine nationale jüdische Heimstatt (*national Jewish home*) zu errichten, wobei dies die zivilen und religiösen Rechte der (damals zu 88 Prozent) nichtjüdischen Bevölkerung nicht beeinträchtigen dürfe.

25 Jahre später entschied die Uno nach dem Horror des Holocaust, einem jüdischen Staat 57 Prozent Palästinas zuzusprechen, wobei sie erneut die Rechte der dort lebenden nichtjüdischen Bevölkerung betonte. Im vorgesehenen jüdischen Staat waren immerhin noch zwei von fünf Bewohnern Araber, im arabischen bloss 1 Prozent Juden. Die Araber lehnten den aus ihrer Sicht unfairen Teilungsplan ab. Im folgenden Krieg eroberte Israel gut drei Viertel des Mandatsgebiets; fast zwei Drittel von dessen nichtjüdischer Bevölkerung mussten ihre Heimat verlassen. Der Uno-Sicherheitsrat forderte 1948 deren Rückkehr (Resolution 194). Bis dahin betraute man die UNRWA mit der Betreuung der Flüchtlinge. Das Rückkehrrecht wurde seither mehrfach bekräftigt, unter anderem auch im Beschluss zur Aufnahme Israels in die Weltorganisation.

Die Komplexität der Frage eines Rückkehrrechts der Palästinenser siebenzig Jahre nach der Flucht erkennt man daran, dass dessen grösste Kritiker gleichzeitig ein Rückkehrrecht für

Juden aus aller Welt postulieren, deren Vorfahren das Land vor bald 2000 Jahren verlassen hatten, und dass Israel seine Legitimität darauf abstützt.

Es ist auch den meisten Palästinensern inzwischen klar, dass Israel die «Rückkehr» von über fünf Millionen Palästinensern in sein Staatsgebiet niemals akzeptieren kann, denn sie bedeutete sein Ende als jüdischer Staat. Der weitgehende Verzicht auf dieses Recht ist indes praktisch das Einzige, was sie Israel in einem Friedensvertrag noch anzubieten haben. Ohne Gegenleistung und Lösung für ihre missliche Situation kann man von ihnen kaum erwarten, dieses Recht aufzugeben.

Würde die Weltgemeinschaft das Recht auf Rückkehr der Palästinenser ohne Friedensvertrag mit einem Verfalldatum versehen, hätte dies Auswirkungen auf alle anderen Flüchtlinge, für welche die Uno regelmässig ein solches fordert, jüngst etwa für die Rohingya aus Myanmar. Dies käme einer Einladung an die «Vertreiber» gleich, das Problem einfach auszusitzen. Ohnehin tun sie meist genau dies.

In der heutigen Zeit wächst die Tendenz, der Macht des Faktischen und damit dem Recht des Stärkeren nachzugeben. Nicht nur die USA, Russland und China, auch immer mehr europäische Politiker geben der sogenannten Realpolitik Vorrang vor dem Völkerrecht, etwa bezüglich der vom Internationalen Gerichtshof für illegal erklärten chinesischen Usurpation des Südchinesischen Meeres oder der russischen Annexion der Krim, wo der Europarat kürzlich seine Sanktionen aufhob.

Die Palästinenser laufen Gefahr, Opfer dieser «Realpolitik» zu werden. Kaum jemand glaubt noch an eine Zweistaatenlösung; selbst Saudi-Arabien scheint bereit, sie für eine Allianz mit Israel und den USA gegen den Iran aufzugeben. Da Israel gleiche Rechte für alle Bewohner eines gemeinsamen Staates kategorisch ablehnt, gibt es für die Palästinenser jedoch keine akzeptable Alternative. Vor diesem Dilemma würde es ein Ende der UNRWA der Welt erleichtern, das palästinensische Volk einfach langsam dem Vergessen anheimzugeben. Und die Eidgenossenschaft könnte mit den eingesparten 22 Millionen Franken für die UNRWA vielleicht die nächste Botschaftseröffnung oder Weltausstellung wieder selbst berappen, statt bei Firmen betteln zu müssen.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.



Starke Position: Boris Johnson am 24. Juli bei der Queen.

Kopf der Woche

Die Zukunft ist blond

Von James Delingpole — Als Clown abgeschrieben, hat Boris Johnson das britische Kabinett brutal umgebaut und scheint sich von der politischen Klasse nicht einschränken zu lassen. Es ist wie bei Shakespeare: Der ungestüme Prinz verwandelt sich in König Heinrich V.

Erlebt das Vereinigte Königreich unter Premierminister Boris Johnson nun doch noch seine trumpsche Revolution? Dass ich diesen Gedanken als Frage und nicht als Feststellung formuliere, zeigt nur, wie vorsichtig, wie zögerlich wir Brexiteers sind, um ja nicht das Schicksal herauszufordern, wenn es um den Mann geht, der sich entweder als unsere tiefste Enttäuschung erweisen könnte oder als Britanniens grösster Nachkriegspremier seit Margaret Thatcher.

Diese Vorsicht erwächst aus bitterer Erfahrung. Können Sie sich vorstellen, wie es sich anfühlt, wenn Sie die wichtigste demokratische Abstimmung in der britischen Geschichte (das EU-Referendum von 2016) gewonnen haben, in den folgenden drei Jahren aber mitansehen müssen, wie Ihre Hoffnungen von einer

arroganten, uneinsichtigen, verschlagenen politischen Klasse zunichtegemacht werden?

Die Vorsicht hat indes auch damit zu tun, dass Boris selbst so undurchsichtig, so wenig fassbar, so unberechenbar ist.

Brillanter, unerbittlicher Chefberater

Heute möchte ich aber von den jüngsten Entwicklungen im Vereinigten Königreich berichten. Dank einer radikal konservativen Regierung, wie wir sie seit Jahrzehnten nicht mehr hatten, steht das Land, davon bin ich überzeugt, vor der erstaunlichsten und wunderbarsten Wiedergeburt. Der Brexit, wahrscheinlich in seiner «harten» Form vollzogen, wird nur der Anfang einer populistischen Revolution sein, die zur Zerschlagung des Beamtenapparats führen wird und zum Wiederauf-

stieg Britanniens als einer unabhängigen, international ausgerichteten, wirtschaftlich starken Freihandelsnation.

Wobei Boris nur der Wegbereiter ist, der Delegierer, der flotte Ermunterer à la Ronald Reagan. Um zu verstehen, wie seine Regierung agiert, muss man sich nur seine Kollegen am Kabinetttisch ansehen: ein erzkonservatives Team, dem die Thatcheristin Priti Patel in der Schlüsselposition der Innenministerin angehört und Jacob Rees-Mogg als Fraktionsführer der Tories im Unterhaus. Und vor allem seine Berater, angeführt von der grauen Eminenz hinter dem siegreichen Brexit-Referendum, dem brillanten, unerbittlichen und kompromisslosen Dominic Cummings.

Cummings (der in dem Doku-Drama «Brexit – The Uncivil War» von Benedict Cumber-

batch gespielt wird) schäumt geradezu vor Verachtung für die sklerotische, antidemokratische, globalistische politische Klasse, die Europa in den Nachkriegsjahrzehnten dominiert hat. Genau das hat ihn dazu gebracht, den erfolgreichen Aufstand gegen das proeuropäische Establishment anzuführen. Und es treibt ihn auch in seiner neuen Rolle als Chefstrategie der Regierung Johnson an.

Wie Trump ist auch Cummings fest entschlossen, «den Sumpf trocken-zulegen»: all jene Figuren im Staatsdienst – die Ministerialbeamten, die politisch korrekten NGOs, die rückgratlosen Diplomaten –, die, obschon angeblich neutral, nicht nur den Brexit nach Kräften torpediert, sondern den Staat ganz allgemein massiv gestärkt haben. Dieses Problem geht auf Tony Blair zurück, der die Beamenschaft auf einen entschieden linken Kurs brachte. Nicht zuletzt deswegen hat es keine konservative Regierung seit Margaret Thatcher geschafft, ein einziges unverkennbar konservatives Gesetzesvorhaben durchs Parlament zu bringen.

Mit anderen Worten: Der radikale Brexit ist erst der Anfang dieser ambitionierten Regierung. Damit die Sache aber auch klappt, muss Boris sein Versprechen einhalten, dass das Vereinigte Königreich spätestens am 31. Oktober aus der EU austreten wird. Andernfalls können die Tories einpacken, und das dürfte zu einer Regierung unter Jeremy Corbyns antisemitischen, mit Terroristen sympathisierenden Marxisten führen.

Deshalb wird der Vollzug des Brexits für Boris' Regierung in den nächsten drei Monaten allerhöchste Priorität haben. Cummings hat alle Ministerien in Alarmzustand versetzt. Laut *Mail on Sunday* müssen Mitarbeiterteams um 6.10 Uhr (nach den Frühhinrichten auf BBC 4) zu einer ersten Besprechung antreten, um 8 Uhr dann gibt es eine Sitzung des inneren Zirkels, zu der Boris um 8.30 Uhr erscheint, sowie um 19 Uhr einen Pflichttermin für alle Mitarbeiter. Den Ministern wurde klargemacht, dass keiner von ihnen unersetzlich sei und dass sie weg vom Fenster seien, wenn sie Informationen an die Presse weitergäben.

Neue Ernsthaftigkeit

All das verträgt sich überhaupt nicht mit der Lässigkeit, die wir vom Premierminister gewohnt sind. Als Journalist war er berüchtigt dafür, Termine deutlich zu überziehen. Als Abgeordneter agierte er ähnlich erratisch. Sein rhetorisches Talent stellte er im Parlament nur selten unter Beweis, und selten war er in der Sache gründlich vorbereitet. Diese Unzuverlässigkeit könnte der Grund gewesen sein, weshalb Michael Gove ihm, dem Mitbewerber um die Nachfolge von Premierminister David Cameron, in dem chaotischen Durcheinander nach dem EU-Referendum 2016 in den Rücken fiel. Zu seinem Entsetzen musste er feststellen,

dass Boris, statt sich auf die Übernahme der Regierung vorzubereiten, an einem Cricketmatch teilnahm, den Earl Spencer, sein alter Schulfreund (und Bruder von Prinzessin Diana) organisiert hatte.

Doch nun geht es ums Ganze. Wie viele Oxford-Absolventen arbeitet Boris am besten unter Zeitdruck, alles wird in koffeingestützter Hyperaktivität auf den letzten Drücker erledigt. Die drei «vergeudeten» Jahre unter Theresa May waren sozusagen seine Chance. Sie produzierten genau jenen Sturm von Krise und Dringlichkeit, den Boris brauchte, um sich, wie Churchill, als Retter der Nation in ihrer dunkelsten Stunde zu präsentieren.

Immerhin strahlt er eine neue Ernsthaftigkeit aus. Seine Schroffheit, seine witzige Art sind noch immer da (Boris ist, wie Trump, gewillt, seinen eigenen Regierungsstil zu pflegen und nicht den, der von der schmallippigen, ängstlichen politischen Klasse goutiert wird), aber dahinter steckt eine spürbare Radikalität und Entschlossenheit. Zur grossen Überraschung all jener, die Boris als einen Mann sehen, der allseits beliebt sein will, war seine Umbildung des Kabinetts von Theresa May einigermaßen brutal. Ebenso aufschlussreich ist die schnelle Rehabilitierung seines alten Feindes und Rivalen Gove.

Gove bekam den Posten des Chancellor of the Duchy of Lancaster, was ungefähr dem Amt des stellvertretenden Premierministers entspricht, und als solcher wird er den Vollzug des Brexit dirigieren. Die gute Nachricht: Gove ist als fähigster Minister gewiss imstande, Dinge zu bewegen. Die schlechte Nachricht: Seine Vorstellung von einem sinnvollen Brexit – möglicherweise eine abgeänderte Version von Theresa Mays unpopulärem Austrittsabkommen, ohne den «Backstop», der dafür sorgen würde, dass Nordirland faktisch weiterhin zur EU gehört – könnte weder mit den Vorstellungen von Nigel Farages Brexit-Partei vereinbar sein noch mit denen der radikalen Brexiteers in der European Research Group.

Hier nun wird es kompliziert, und wer Ihnen sagt, was demnächst passieren wird, ist ein Narr oder ein Lügner. Klar ist nur, dass eine grosse Kluft besteht zwischen dem Wunsch der Bevölkerung in Sachen Brexit (mehrheitlich dafür und je radikaler, desto besser) und der Haltung des Parlaments zum Brexit (mehrheitlich dagegen, und ein harter Brexit gilt als absolut hoffnungslos). Nur Neuwahlen können eine Lösung bringen, aber wie kann Boris

(Catch-22!) eine Wahl gewinnen, wenn er sein Versprechen, nämlich den Brexit zu vollziehen, nicht eingelöst hat?

Für Cummings sind die Würfel schon gefallen: Die Labour Party hat ihre Chance verpasst, rechtzeitig einen Misstrauensantrag zu stellen, der Neuwahlen vor dem 31. Oktober nötig machen würde. Spätestens an diesem Tag

muss Grossbritannien aus der EU austreten, so dass sich nur die Frage stellt: «Wie abrupt?» Ruth Lea, eine angesehene Ökonomin der Arbutnot-Bankengruppe, veranschlagt die Chancen eines «No Deal»-Brexits auf 75 Prozent.

Aufregende Zeiten

Boris selbst hat die Möglichkeit eines «harten» Brexits als «verschwindend gering» bezeichnet. (Andererseits hat er seine Chancen, Premierminister zu werden, einmal so beschrieben: «Eher werde ich wohl als Olive wiedergeboren werden.») Tatsächlich liegt die Entscheidung nicht mehr bei ihm. Sie hängt von der Bereitschaft der EU ab, an den Verhandlungstisch zurückzukehren, was bislang ab-

gelehnt wurde. Dies könnte sich freilich ändern, sobald die EU erkennt, wie entschlossen Britannien – unter Cummings und Gove – sich auf einen «No Deal» vorbereitet. Gewiss wird es Schwierigkeiten geben, aber die werden zu bewältigen sein, ganz abgesehen davon, dass wir die 39 Milliarden Pfund behalten werden, die May törichterweise zu Beginn ihrer «Verhandlungen» mit der EU als Zeichen ihres guten Willens zusagte.

Unter Boris Johnson ist Britannien also in einer starken Position. Vieles könnte schiefgehen – etwa durch einen verpfuschten Kompromiss-Brexit, bei dem das Land weiterhin unter der Jurisdiktion des Europäischen Gerichtshofs stünde. Und es gibt diverse ideologische Schwachstellen, wie etwa Boris' ökonomisch unsinnige, anti-empirische, demonstrative Bereitschaft, bis 2050 Klimaneutralität anzustreben. Dennoch: Für einen britischen Konservativen sind es aufregende Zeiten. Zum ersten Mal seit Margaret Thatchers Amtsantritt 1979 können wir wieder einer strahlenden Zukunft entgegenblicken.

Boris, allseits als Clown abgeschrieben, entpuppt sich als menschlicher Dynamo. Der ungestüme Prinz hat sich in König Heinrich V. verwandelt. Die Zukunft ist strahlend, die Zukunft ist blond.



Berater Cummings.

Wie Trump ist auch er fest entschlossen, «den Sumpf trocken-zulegen».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Personenkontrolle

Baeriswyl, Schwenk, Cassis, Miesch, Borer, Markwalder, Minder, Caroni, Jositsch, Stöckli, Marti, Kutter, Stauber, Huber, Trump, Merkel, Kramp-Karrenbauer, Wladimirow

Pascale Baeriswyl, Karrierediplomatin, erweist sich als aufmerksame Leserin der *Weltwoche*. In der Sommernummer vom 25. Juli war zu lesen: Ein «Topkader des EDA» habe einen «persönlichen, allerdings anonymen Brief» an Oscar Schwenk geschrieben, den Verwaltungsratspräsidenten der Pilatus Flugzeugwerke. Darin beklage der Mann, die Firma werde «auf dem Altar» der Karriereambitionen von Staatssekretärin Baeriswyl geopfert. Noch am Tag des Erscheinens der Zeitung verschickte das Aussendepartement eine, offenbar mit heisser Nadel gestrickte, Medienmitteilung zu dem Artikel: Die Behauptung in dem Brief, die Staatssekretärin habe «aus persönlichen Karrieregründen» auf den Entscheid über Dienstleistungen von Pilatus in Saudi-Arabien Einfluss genommen, «weisst [sic] das EDA zurück». Es handle sich bei dem Verfahren um ein rechtliches, nicht um ein politisches. Gleichwohl kam das EDA nicht umhin, bei der Gelegenheit einzuräumen: «Der Entscheid wurde nach Orientierung des Vorstehers EDA gefällt» – spricht Aussenminister Ignazio Cassis (FDP). Ob dieser die Sache aus Karrieregründen durchwinkte, bleibe dahingestellt. (fsc)

Christian Miesch, Prügelnabe, wird späte Genugtuung zuteil. Die Bundesanwaltschaft hat das Strafverfahren gegen den früheren SVP-Politiker wegen Bestechlichkeit und Vorteilsannahme eingestellt. Wir erinnern uns: Die zuständigen Kommissionen von National- und Ständerat hatten die Immunität des früheren Präsidenten der Parlamentariergruppe Schweiz-Kasachstan im Herbst 2018 aufgehoben. Stein des Anstosses war ein Generalabonnement, welches Miesch von Kasachstan-Lobbyist Thomas Borer vergütet bekommen hatte. Anders als bei Miesch liess das Parlament die Immunität von Christa Markwalder (FDP) unberührt. Im Rückblick erstaunt vor allem das Handeln der ständerätlichen Kommission für Rechtsfragen, welche Mieschs Immunität mit 9:1 Stimmen aufhob. Die Stange hielt dem Parlamentarierkollegen einzig der parteilose Thomas Minder. Hingegen schwang Ständerat Andrea Caroni (FDP), von Haus aus Jurist, die rhetorische Axt. Der ständerätlichen Kommission gehört auch der Zürcher Strafrechtprofessor Daniel Jositsch (SP) an. Anschei-



«Angela!»: Präsident Trump.



Hitzewarung: Moderatorin Stauber.



Mit heisser Nadel: Diplomatin Baeriswyl.



Späte Genugtuung: alt Nationalrat Miesch.



Wer scherzt? Priester Wladimirow.

nend wird bei Immunitätsfragen mit politisch geeichten Ellen gemessen. (fsc)

Hans Stöckli, Planwirtschaftler, wälzt grosse Ideen für den Schweizer Tourismus. Als massgeblicher Autor des neuen Positionspapiers der SP will der Berner Ständerat ein abstraktes Ziel seiner Partei verwirklichen: die Überwindung des Kapitalismus. «Touristische Infrastruktur wie Bergbahnen und Skilifte», heisst es im Stöckli-Manifest, gehört «zum Service public» und müsste demnach «von der öffentlichen Hand kontrolliert werden». Ferner brauche es eine mit Steuergeld aufgebaute Buchungsplattform als Konkurrenz zu amerikanischen Internetfirmen wie Airbnb und Booking.com und einen grossen staatlichen Topf für Kredite. Ob Ständerat Stöckli auch im neuen Parlament für die Verwirklichung seiner sozialistischen Visionen kämpfen darf, entscheiden die Berner Wähler im Herbst. (fsc)

Min Li Marti, Exorzistin, nutzte den schweizerischen Nationalfeiertag, um auf Twitter ein bisschen gegen die Konkurrenz auszuteilen.

Und zwar traf es Nationalrat Philipp Kutter. Als CVP-Mann ist der Politiker ja gewiss etwas sensibel gegenüber Gleichnissen aus der Hölle. Trotzdem warf ihm SP-Nationalrätin Marti vor, mit einem Wahlkampfplakat «from hell» zu werben. Zwar arbeitet Kutters Slogan «Badi statt Bali – für ein gesundes Klima» zumindest indirekt mit der Angst vor dem Fegefeuer der Klimaerwärmung. Aber so richtig satanisch ist das brave Wahlkampf-Sujet dann eben doch nicht. (fsc)

Katja Stauber, Hiobsbotschafterin, hatte den Zuschauern der SRF-«Tagesschau» am 26. Juli ein gehöriges Katastrophen-Bulletin zu bieten: Auf Geheiss des Bundesgerichts muss die UBS die Daten von 40 000 gutgläubigen Kunden an den französischen Fiskus ausliefern; im Mittelmeer ist wieder ein Holzboot mit Immigranten gesunken, doch der italienische Innenminister Matteo Salvini bleibt hart und ist beim Volk beliebter denn je; das israelische Militär sprengt eine palästinensische Siedlung am Grenzzaun in die Luft – und dann auch das noch: Die Arktis brennt! Waldbrände in Sibirien und in Alaska

würden tonnenweise «hochgiftiges Kohlendioxyd» produzieren, behauptet SRF, und sorgen für eine bedrohliche «Hitzeentwicklung» in der russischen Stadt Nowosibirsk. Wir können für Sibirien-Reisende Entwarnung geben: Kohlendioxyd, besser bekannt als CO₂, mag das Klima aufwärmen, aber giftig ist das Gas nicht; die Temperaturen in Nowosibirsk lagen in der fraglichen Woche mit Tageshöchstwerten zwischen 19 und 24 Grad sogar unter dem langjährigen Juli-Mittelwert (25 Grad). (axb)

Rainer Huber, Pensionär, hat sein politisches Sendungsbewusstsein von der kantonalen auf die geopolitische Ebene verschoben. Der frühere Aargauer CVP-Bildungsdirektor (2004–2009) verschob sich im Amt zunehmend nach links. Seine vom Stimmbürger verworfene Bildungsreform zugunsten integrativer Schulformen und der Abschaffung der Bezirksschule kostete ihn 2008 die Wiederwahl in dem konservativen Kanton. Aufmerksame Leser der *Aargauer Zeitung* begegnen Huber seither gelegentlich als Kommentator der grossen Weltpolitik in den Leserbriefspalten. «Die echte Bedrohung» für den Weltfrieden, schrieb der «alt Regierungsrat, Gontenschwil» kürzlich, seien «die vorhandenen Atomwaffen der Nato in Europa mit einem brandgefährlichen, unberechenbaren US-Präsidenten auf der obersten Entscheidungsebene». Geistig scheint der frühere Regierungsrat schon fast in Moskau angekommen zu sein. (fsc)

Donald Trump, Inkasso-Unternehmer, hat einen neuen Hit für seine Wahlkampfauftritte. Der wahlkämpfende US-Präsident knöpft sich seit rund einem Monat in schöner Regelmässigkeit die deutsche Bundeskanzlerin **Angela Merkel** vor. In perfekter deutscher Aussprache ruft er jeweils mehrmals «Angela!», gefolgt von der Aufforderung, dass Deutschland doch seine Rechnungen bei der Nato begleichen möge. Auf eine Antwort aus Berlin, wo seit kurzem Merklers Wunschnachfolgerin **Annegret Kramp-Karrenbauer** als Verteidigungsministerin amtiert, wartet man bislang vergebens. (fsc)

Artemij Wladimirow, Humorist, schreibt die Geschichte der Evolutionstheorie um – unter Berufung auf deren Begründer Charles Darwin. An dessen Grab in der Londoner Westminster-Abtei habe er Kontakt zu ihm aufgenommen und aus dem Jenseits vernommen: «Vater, lass dich von meiner Theorie nicht in Versuchung führen. Ich bereue sie. Du hast nichts mit einem Bären oder einem Schwein gemein», zitierte der russische Erzpriester Darwin. Auf den prompt folgenden Shitstorm reagierte der wissenschaftsskeptische Pope mit einem Rückzieher: Es habe sich um englischen Humor gehandelt. Er liess freilich offen, wer scherzte – er oder Darwin. (ky)

Nachruf



Zauber der Worte: Nobelpreisträgerin Morrison.

Toni Morrison (1931–2019) — Ihr Bekenntnis zur Literatur liest sich wie ein humanistisches Gelübde: «Ich wollte vor allem über eines schreiben, über die schlimmsten Folgen des Rassismus für die Schwächsten – eine schwarze Frau und ihr Kind.» Dieses Ziel verfolgte die Literaturnobelpreisträgerin nicht in propagandistischer Manier Schwarze versus Weisse. Vielmehr setzte sie auf den Zauber und die Wirkung der Worte der Verständigung. Sie wusste, wovon sie schrieb, denn sie zog nach einer kurzen Ehe zwei Kinder allein auf. Die Schriftstellerin kam als Chloe Ardelia Wofford in einer bedürftigen afroamerikanischen Familie mit

vier Kindern in Ohio zur Welt. Mit zwölf Jahren animierten sie die Eltern zum Katholizismus zu konvertieren, und sie nahm den Vornamen Anthony an, nach dem heiligen Antonius. Als Teenager erkannte sie den Reiz der grossartigen Romane des 19. Jahrhunderts – von Jane Austen bis Leo Tolstoi. Sie studierte ab 1949 an der Howard University von Washington D.C. Literatur. Obwohl nur Schwarze zugelassen waren, erlebte sie dort rassistische Diskriminierung, denn die Studenten wurden nach der Intensität ihrer Hautfarbe eingeteilt.

Als eine Ausnahmeerscheinung im Literaturbetrieb war Toni Morrison schriftstellerisch wie verlegerisch tätig. Sie stieg nach Jahren im akademischen Universitätsbetrieb beim Verlagshaus Random House ein. Dort entwickelte sie die bis dahin wenig beachtete afroamerikanische Literatur etwa mit Werken der Aktivistin Toni Cade Bambara.

Vor allem aber schrieb Morrison selbst – Romane, Lyrik und Essays. 1970 erschien ihr erster Roman «The Bluest Eye» mit einem schwarzen Teenager-Mädchen im Mittelpunkt, das sich blaue Augen wünscht, um menschliche Zuwendung zu gewinnen. Den Durchbruch schaffte die Autorin indes mit dem Epos «Song of Solomon»: Ein Schwarzer stösst auf der Suche nach dem Familiengold auf die Geheimnisse seiner Herkunft. Toni Morrison erhielt zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Nobelpreis und den Pulitzer-Preis. Vor allem aber war sie eine prägende Stimme der Afroamerikaner, die von allen gleichermassen ernst genommen wurde. *Rolf Hürzeler*

«Ich möchte nie aufhören, Fragen zu stellen.»

Patrick Frost
Group CEO
zum selbstbestimmten Leben



Wachsender Apparat: Vertreter von Stadt und Kanton Bern im Bundeshaus.

Happige Gebühren: Gastronomiebetrieb in der Stadt Zürich.

Schweiz

Der Staat, dein Feind

Von Beat Gygi und Christoph Mörgele — Die öffentliche Hand tritt zunehmend masslos auf. Sie lenkt, besteuert und bestraft die Bürger immer intensiver. Die wirtschaftlichen Leistungsträger werden zurückgebunden, die Beamten hätscheln sich selber.

Eben hat das Bundesgericht bestätigt: Der Bankier Oskar Holenweger bekommt vom Staat keinen Rappen. Obwohl die Bundesanwaltschaft durch einen falschen Anfangsverdacht dessen Bank und Ruf ruiniert hat. Für staatliches Unrecht trägt niemand die Verantwortung.

Sind Sie auch Unternehmer? Wenn eine Baufirma einen Auftrag der öffentlichen Hand will, muss sie die Strafregisterauszüge der Mitarbeiter ein-senden und nachweisen, dass man die berufliche Vorsorge und die AHV bezahlt hat, obwohl die AHV eigene Revisionen durchführt. Zu belegen ist auch, dass die Mindestlöhne sowie die Gleichstellung von Frau und Mann garantiert sind. Nichts darf älter sein als sechs Monate, sonst kommt die Firma nicht in die Offertrunde. Ein Konsortium von Schweizer Bankunternehmern mit reicher Erfahrung will eine Bank in der Schweiz kaufen. Es ist ihnen klar, dass die Finanzaufsicht die Transaktion daraufhin prüft, ob alle regulatorischen Vorgaben eingehalten sind. Aber die Behörde will auch den Businessplan beurteilen und stellt Fragen zum geschäftlichen Vorgehen. Für den international erfahrenen Zürcher Wirtschaftsanwalt Wolfram Kuoni, der die Transaktion betreut, ist es höchst fragwürdig, wenn der Regulator bei der Ausübung seines aufsichtsrechtlichen Ermessens auch betriebswirtschaftliche und geschäftspolitische Überlegungen anstellt, deren Beurteilung eigentlich den Wirtschaftsakteuren obliegt.

Wenn ein Geschäftsinhaber in der Stadt Zürich den öffentlichen Grund mit einigen Zentimetern eines Schriftzuges oder einer von der Wand abstehenden Sonnenstore beansprucht, bezahlt er happige Gebühren. Näm-

lich für die sogenannte öffentliche Luftsäule. Ein Tankstellenshop mit 24-Stunden-Öffnungszeit muss der Gemeinde eine Gebühr von 1500 Franken für die «Kontrolle der Ladenöffnungszeiten» bezahlen.

Sind Sie Autofahrer? Das Strassenverkehrsgesetz («Via sicura») kriminalisiert praktisch jeden Lenker. Der Erwerb des Fahrausweises wurde erschwert, die Promillegrenze gesenkt – unbeachtet der deswegen darbedenden Gastronomie samt zugehöriger Vernichtung von Arbeitsplätzen. Hunderte von Millionen

an Bussgeldern gehen an den Staat. Die Toleranzgrenze wurde mittels einfacher Verordnung von 5 auf 3 Kilometer pro Stunde reduziert. Geld, das eigentlich dem Strassenfonds gehört, wird für fragwürdige Sicherheitsmassnahmen zweckentfremdet. Die Strafmassnahmen im Verkehrsbereich sind absurd: 2018 kam es zu 80 077 Fahrausweisentzügen. Selbst wegen Bagatellen müssen sich Automobilisten Fahreignungsuntersuchungen unterziehen und landen in den Klauen einer teuren, zeitraubenden und sinnlos aufgeblähten Verkehrsmedizin und -psychologie. Ärzte sind vom Berufsgeheimnis entbunden, um ihre Patienten bei vermuteter Fahrbeeinträchtigung an die kantonalen Strassenverkehrsämter zu denunzieren.

Die Bürger staunen und zahlen

Sind Sie Landwirt? In diesem Fall drohen Sie in einem Dschungel von Vorschriften, Formulare und unzähligen Kontrollen zu ersticken. Dabei ist der produzierende Bauer Unternehmer und soll die entsprechenden Freiheiten ebenso wie das Risiko tragen. Viel zu viel Staatsgeld versickert in der Agrarbürokratie, statt dass es den Bauern zugutekommt.

Sind Sie ein guter Steuerzahler? Dann sollten Sie wissen, dass die Hälfte der Schweizer Familien keine direkten Bundessteuern bezahlt. 93 Prozent der AHV-Zahler beziehen mehr Geld, als sie einbezahlt haben. In Zürich bezahlen fast 70 Prozent der Steuerpflichtigen weniger als 1000 Franken Steuern an die Stadt. Dabei gibt diese jährlich 31 000 Franken pro Kopf der Einwohner aus. 10 Prozent der Reichsten tragen 90 Prozent der Vermögenssteuer. Über 80 Prozent der direkten Bundessteuern werden von den obersten 10 Prozent der Lohnempfänger erbracht.

Die Bürger staunen und zahlen auch, wenn sich Beamte und Ämter bekriegen und sich gegenseitig beschäftigen. So streitet gegenwärtig der Bundesanwalt mit seiner Aufsichtsbehörde. Stadt und Kanton Zürich zoffen vor Bundesgericht über die Nutzungsgebühr des Globus-Propositoriums. «Der Staat beschäftigt sich mit sich selber, statt für die Bürger da zu sein», sagt SVP-Nationalrat Alfred Heer, Präsident des Bundes der Steuerzahler.

Haben Sie betagte Eltern? Unsere staatliche Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) richtet sich zunehmend gegen jene, die sie eigentlich schützen und betreuen will: die Bürgerinnen und Bürger. Sogenannte Gefährdungssituationen werden oft aus falschen Motiven vom Umfeld gemeldet, die behördliche Verbeiständung empfinden viele Betagte und deren Angehörige als demütigend und bevormundend. Die Übernahme von administrativen und finanziellen Aufgaben bis hin zur Führung von Firmen durch Staatsbeamte führt oft zu absurden Leerläufen und wirtschaftlicher Wertvernichtung.

Drangsalieren immer mächtigerer Staat immer machtlosere Bürger? Ist der Staat zum

Gegner, gar zum Feind unserer Bürger geworden? Zahlreiche Beobachtungen sprechen für diesen Befund. Betrugten die gesamten Staatseinnahmen der Schweiz 1990 noch 104 Milliarden Franken, waren es 2017 bereits 222 Milliarden. Eine Generation erlebte ein derart massives Aufquellen des öffentlichen Sektors. Die Beschäftigung beim Staat wuchs in dieser Zeit um einen Drittel, im Privatsektor nur um einen Zehntel. Noch dramatischer war die Expansion beim Bund. Die oberste politische Ebene der Schweiz hat in dieser Zeit die Einnahmen von 31 auf 73 Milliarden Franken pro Jahr getrieben. Die direkte Bundessteuer, als provisorische Wehrsteuer eingeführt, wurde zur festen Einrichtung und spült heute jährlich 22,5 Milliarden Franken in die Bundeskasse, gleich viel wie die Mehrwertsteuer. Die Statistiker weisen eine offizielle Fiskalquote, also Steuern und Sozialversicherungsabgaben in Prozent des Bruttoinlandprodukts, von rund 28 Prozent aus. Rechnet man jedoch die Steuern und alle Abgaben, die hoheitlich befohlen sind, dazu, lautet der Befund: Praktisch die Hälfte des Einkommens geht auch in der Schweiz an den Staat.

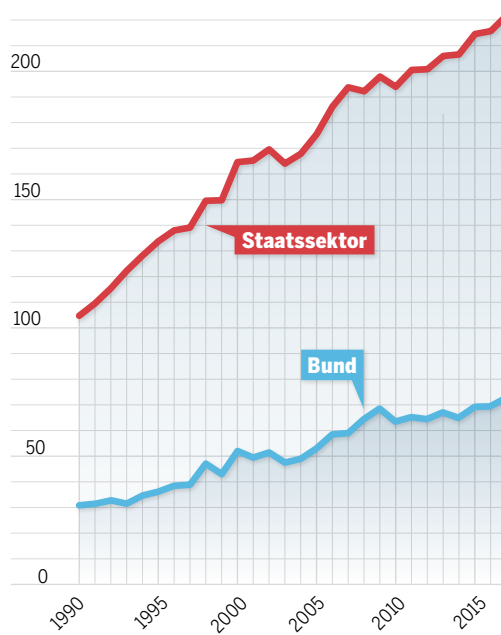
Dass eine Staatsgewalt wie das Parlament vom Volk angenommenes Verfassungsrecht nicht durchsetzt – wie bei der Masseneinwanderungsinitiative geschehen –, muss das Vertrauen der Bürger in ihren Staat ebenfalls tief erschüttern. Die jüngste Debatte über Informationsverzerrungen betrifft die Kampagne des Bundesrats für seine Energiestrategie 2050, in der er vor der Volksabstimmung im Mai 2017 von Kosten von lediglich vierzig Franken pro Haushalt und Jahr sprach. Eine krasse Falschinformation, wie sich schon sehr bald zeigte.

Verschärfte Praxis der Steuerbehörden

Der Staat, dein Feind. Dieser Eindruck kommt im direkten Behördenkontakt auf. Die Steuerbehörden verschärfen ihre Praxis beim Einschätzen der Einkommen, Durchsetzen von Fristen oder Einfordern von Dokumentationen. Begonnen hat der schroffere Umgangston im Verkehr mit grossen Firmen, weil die meist grosse Taschen haben. Heute zeigen

Die Zentrale gewinnt an Gewicht

Einnahmen des Staatssektors sowie des Bundes, in Milliarden Franken pro Jahr, konsolidiert.



QUELLE: EFD

Starkes Wachstum bei Bund und Kantonen.

Schilderungen von KMU, dass die Steuerbehörden auf der ganzen Front angriffiger geworden sind. «Was vor fünf Jahren noch kein Problem war, wird heute nicht mehr akzeptiert, wo früher ein Auge zugeedrückt wurde, ist man heute pingelig», ist immer wieder zu hören. Treuhänder berichten, dass auch private Steuererklärungen häufiger mit Korrekturen des Steuerkommissärs zurückkommen.

Klar, die Behörden können nicht einfach ohne Gesetzesgrundlage Steuern erhöhen. Aber umso kreativer sind sie beim Erfinden von neuen Abgaben. Der Kanton Zürich nimmt fast 7 Milliarden Franken jährlich an Gebühren ein. Erfindet man auch bei den vorgeschriebenen kostenpflichtigen Überprüfungen, angefangen bei den Fahrzeugkontrollen bis zu den Feuerungskontrollen von Öl, Gas und Holz. Und der Betreiber einer Helikopterfirma erhält für jede der zahlreichen Prüfungshandlungen durch das Bundesamt für Zivilluftfahrt eine entspre-

chende Rechnung. So gut wie jede Handreichung der Verwaltung ist abgabepflichtig, so dass die Bürger sich gelegentlich fragen: Wozu zahlen wir überhaupt noch Steuern?

Neben den Behörden halten auch staatsnahe Geldeintreiber die Hand auf. Die paritätischen Kommissionen von Arbeitgebern, Gewerkschaften und Kantonen haben im halb hoheitlichen Gebiet der Sozialpartnerschaft ein dichtes Netz von Konsultationen, Kontrollen und Kassierstellen eingerichtet. Sie können Lohnabzüge pro Mitarbeiter anordnen und kassieren, damit diese irgendwann eine Weiterbildung verbilligt beziehen können. Dies trifft auch Firmen, die nicht Verbandsmitglieder sind, wenn ein Gesamtarbeitsvertrag besteht, der vom Bundesrat als allgemeinverbindlich erklärt wurde. Und wenn eine Firma vom Kontrolleur den Bescheid erhält, sie müsse 7000 Franken nachzahlen, trägt dieser den Vermerk: nicht anfechtbar. «Gegen diese Kommissionen hat man keine Chance», tönt es resigniert aus den KMU. Auch wenn Arbeitgeber und Gewerkschaften die Sache scheinbar in Eigenregie verwalten, steht letztlich der Bund dahinter, der den Abmachungen die hoheitliche Gewalt verleiht. Und die Grafik zeigt: Nichts wächst so schnell wie die Bundeseinnahmen, was auch heisst: Nichts wächst so schnell wie die Bundesgewalt.

Das ist leicht erklärbar. Auf Bundesebene stösst das Staatswachstum auf den geringsten Widerstand. Die Überwachung der Politiker und der Verwaltung durch die Bürger und Steuerzahler ist auf der obersten Ebene weniger intensiv als in den Kantonen und Gemeinden. So konnten sich die Bundesangestellten bestens einrichten; sie werden mit einem jährlichen Durchschnittslohn von 122 000 Franken beglückt, was über dem Niveau des vielkritisierten Zürcher Finanzplatzes liegt. Die eidgenössische Personalverordnung von 2015 schreibt vor, dass gute Jahresgespräche zwingend zu Lohnerhöhungen führen müssen. Die von Chefbeamten ausgearbeiteten Pensionsregelungen für die Bundeskader fallen dermassen üppig aus, dass es besser ist, wenn frühere Kadermitarbeiter der Privatwirtschaft darüber gar nichts wissen. >>>



Kriminalisierung der Autofahrer: Verkehrskontrolle.



Staatsnahe Geldeintreiber: Gewerkschafter der Unia.

Wer als Parlamentarier nach Bern geht, ist oder wird erfahrungsgemäss eher ein Freund des Bundes, ist er doch oft schon von seinen Neigungen her eher der Typ, der Politik gerne von zentraler Warte aus gestalten will und Lösungen im grossen Stil sucht. Die Hebel zum Bewegen von Geldsummen, Arbeitsstellen oder Investitionen sind länger als in den Kantonen und Gemeinden. Die Lobbyisten der Wirtschaft ticken gleich: Der im Mai angenommene «Kuhhandel» der Unternehmenssteuerreform-AHV-Vorlage (Staf) ist ein Geschenk für Zentralisten. Der Bund verstärkt seinen Einfluss auf die Kantone, indem er ihnen künftig mehr Steuergeld gibt und bei Entscheiden mitredet. Leiden werden die Bürger und Erwerbstätigen, die neben der Erhöhung der AHV-Beiträge auch eine höhere Steuerbelastung gewärtigen müssen, weil die versprochenen Steuersenkungen in den Kantonen wohl grossenteils nicht umgesetzt werden.

Es passt ins Bild, dass das eidgenössische Parlament seinen Kontrollauftrag gegenüber der Bundesverwaltung mangelhaft wahrnimmt. Das beginnt beim Entwerfen von Gesetzesvorlagen, die oft in Bundesbüros erarbeitet und bisweilen von der EU abgeschrieben werden. Und es geht weiter, wenn die Exekutive Aufträge des Gesetzgebers nicht ausführt, sondern eigenen Vorlieben folgt. Der Gewerbeverband kämpft seit langem gegen die Regulierungskosten. Der Entwurf der neuen, landesweit geltenden Lebensmittelverordnung etwa umfasst 1865 Seiten. Die Exekutive jedoch liess offiziell verlauten, sie werde nichts mehr gegen Regulierungskosten unternehmen und die vom Parlament angenommenen Vorstösse nicht umsetzen. Immerhin: Im März 2019 nahm das Parlament die Forderung des Gewerbeverbandes nach einer Regulierungskostenbremse an.

Speckgürtel um den Staat

Nur heisst das noch lange nicht, dass die Verwaltung sich auch fügen wird. Der Bundesapparat kann auf viele Verbündete zählen und baut seine Vernetzung aus. Zahlreiche NGOs erhalten Unterstützung durch den Bund, etwa bei der Umsetzung der von der Uno verabschiedeten Agenda 2030 für eine nachhaltige Entwicklung. Daraus ergibt sich ein Regulierungs- beziehungsweise Speckgürtel um den eigentlichen Staat herum, gebildet aus Organisationen, die von Aufträgen aus dem Bundesapparat abhängig sind und einen verlässlichen Verwaltungs-Fanklub darstellen.

«Der Zweck des Staates ist das Glück seiner Bürger», lautet ein weises Sprichwort. Ein guter Freund zeichnet sich dadurch aus, dass er sich nicht in jeden Lebensbereich von uns einmischet. Und dass er unsere Entfaltung fördert, statt sie zu behindern. Sobald unserem Staat und seinen Angestellten dies wieder gelingt, würde er vom Feind der Bürger wieder zu ihrem Freund. ○

Justiz

«Beweisforschung ins Blaue»

Das Bundesgericht fällt einen wegweisenden Entscheid: Die UBS muss Daten an Frankreich liefern, obschon es sich um eine Liste unbekannter Personen handelt. Was meinen Experten?

Vor gut einem Jahr, im Juli 2018, entschied das Bundesverwaltungsgericht, Daten von französischen UBS-Kunden nicht an Frankreich auszuliefern. Es kassierte damit einen anderslautenden Entscheid der Eidgenössischen Steuerverwaltung (ESTV). Das französische Ersuchen habe «starke Ähnlichkeit mit einer <fishing expedition>», einer spekulativen Gruppenanfrage ohne ersichtlichen Zusammenhang mit einer laufenden Ermittlung, urteilte das Verwaltungsgericht.

Der Entscheid betrifft drei Listen – A, B und C –, die nach einer Razzia bei der UBS in Deutschland 2015 an Frankreich übergeben wurden. Auf der ersten Liste, A, seien genau identifizierbare Konten aufgeführt, die alle mit einem französischen Domizil-Code versehen sind. Die Kontoangaben auf den Listen B und C tragen zwar den Domizil-Code, seien aber nur mit Kontonummern ausgewiesen und nicht weiter identifizierbar. So könnten «nicht zwingend» Schlüsse von Liste A auf B und C gezogen werden, heisst es im Urteil.

Die ESTV reichte dagegen Beschwerde beim Bundesgericht ein, das sich am 26. Juli dieses Jahres öffentlich beriet und die Datenauslieferung knapp, mit zwei zu drei Stimmen, befürwortete. Der Informationsaustausch zeige «klar den Trend der Zukunft», argumentierte Richter Yves Donzallaz (SVP). Es handle sich um «40 000 Einzelanfragen und nicht um eine Gruppenanfrage», so Richterin Florence Aubry Girardin von den Grünen. Herrscht nun, wie die ESTV in ihrer Beschwerde begründete, «Rechtssicherheit»?

«Les Suisses» als Gehilfen und Portiers

«Die Rechtssicherheit ist nicht grösser, sondern kleiner geworden», schreibt Peter Nobel, emeritierter Rechtsprofessor, in der NZZ. Die Grenzen zwischen zulässigen Amtshilfeersuchen und unzulässigen «Fischzügen» seien durch das Urteil unklarer denn je. Er bezieht sich auf das Doppelbesteuerungsabkommen zwischen der Schweiz und Frankreich mitsamt Änderung im Zusatzprotokoll: «Der klare Wortlaut dieser Vereinbarung, nach der Auskunftsbegehren über Kunden, die den ausländischen Behörden nicht namentlich bekannt sind, nicht für beliebige Zeiträume

der Vergangenheit verlangt werden können, wurde nun von der Mehrheit der Bundesrichter einfach weggewischt.» «Les Suisses», wie sie Nobel nennt, seien nichts weiter als «Gehilfen» oder «Portiers» für Inhaber «regulärer Konti» in der Schweiz.

Ähnlich formuliert es Stefan Tobler, Autor des Buches «Der Kampf um das Schweizer Bankgeheimnis». Er sieht das Problem in nur «mit Nummern identifizierten Kunden». Denn obwohl sich unter den 40 000 Kunden eine grosse Anzahl der französischen Steuerbehörde namentlich bekannten Steuerhinterzieher befänden, könne nicht daraus geschlossen werden, dass dies auch für die unbekanntesten Kunden gelte. «Was wäre denn das Steuerhinterziehung begründende Verhaltensmuster?», fragt Tobler, um anzufügen: «Dass sie auf einer Kundenliste der UBS sind?» Er glaubt, dass selbst wenn sich der Verdacht Frankreichs als richtig erweisen würde, das klare Verhaltensmuster fehlte. «Das ist eine reine Beweisforschung ins Blaue.»

Nicht festlegen möchte sich Steuerrechtswissenschaftler René Matteotti. Er wolle die schriftliche Begründung des Bundesgerichts abwarten, verstehe aber die Aufregung über das Urteil. «Das Bundesverwaltungsgericht hat sehr sorgfältig argumentiert und auch mich überzeugt», sagt er. Er erwarte von den obersten Landesrichtern, dass sie in ihren Erwägungen genügend Fakten darlegten, dass man den blossen Verdacht auf die Nummernkonten ausweiten könne.

Allerdings sieht Matteotti ein weiteres Problem: das «Spezialitätsprinzip», das es Frankreich verbiete, die erhaltenen Daten für andere Verfahren weiterzuverwenden. Die Bundesrichter meinten, dass die französischen Behörden die Daten nach Treu und Glauben nicht weiterverwenden würden. Dem sei wahrscheinlich so, vermute er. «Problematisch wäre aber, wenn sich herausstellen sollte, dass auf diesen Nummernkonten tatsächlich unversteuertes Geld liegt.» Es wäre dann nicht unrealistisch, dass die Kunden versuchten, die UBS in den gegen sie gerichteten französischen Strafverfahren zusätzlich zu belasten. Ob die von den Kunden erhaltenen Informationen unter das Spezialitätsprinzip fielen, beantworteten dann französische Richter. *Roman Zeller*

Verschobene Grundlinien

Von Florian Schwab — Hat die Eidgenössische Steuerverwaltung die Schweizer Grossbank bewusst ans Messer geliefert? Und hätte der Finanzminister dies verhindern können?

Das Urteil des Bundesgerichts lässt auch in Bern die Wogen hochgehen. Der Ärger über die höchstrichterliche Zulassung der Gruppenanfrage ist parteiübergreifend. Er reicht von CVP-Chef Gerhard Pfister («Halte den Entscheid für falsch») über FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann («Die Richter missachten unsere demokratischen Gesetze») bis zur SVP: «Unglaubliches Urteil gegen den Schweizer Finanzplatz.»



Eher leise wird dagegen die Rolle der Exekutive hinterfragt. Schliesslich war es die Eidgenössische Steuerverwaltung (ESTV), welche an drei Stationen dem Anliegen der Franzosen zum Durchbruch verhalf: — Im Frühjahr 2016 wird der französische Fiskus bei der ESTV vorstellig. Er möchte eine Gruppenanfrage für Amtshilfe in Steuersachen stellen, rund 40 000 Kunden der UBS betreffend. Die ESTV hilft daraufhin aktiv bei der Formulierung des formellen Ersuchens. Ob Beamte der ESTV für diesen Zweck sogar eigens nach Paris gereist sind? Die ESTV hüllt sich in Schweigen.

— Am 11. Mai 2016 geht das gemeinsam formulierte Ersuchen in Bern ein. Nach längeren juristischen Scharmützeln zwischen UBS, ESTV und den französischen Behörden entscheidet die ESTV am 9. Februar 2018, den Franzosen Amtshilfe zu gewähren. Sie verschiebt damit aktiv die Grenze zwischen zulässiger Gruppenanfrage und unzulässigem Fischzug.

— Das Bundesverwaltungsgericht heisst am 30. Juli 2018 eine Beschwerde der UBS gegen die Datenlieferung gut. Gegen diesen Entscheid legt die ESTV beim Bundesgericht aktiv Rechtsmittel ein.

Keine etablierte Rechtspraxis

Die *Weltwoche* wollte von der ESTV wissen, warum sie sich derart für die Anliegen einer ausländischen Behörde eingesetzt habe. Doch die Hoheit über die Kommunikation hat mittlerweile das Generalsekretariat von Bundesrat Ueli Maurer (SVP). Maurers Beamte schreiben: «Zur Rechtssicherheit gehört, dass bei grundsätzlichen Fragen, die für die Amtshilfepraxis von grosser Relevanz sind, für die Beurteilung der Rechtslage letztlich das oberste Gericht angerufen wird.» Tatsächlich gibt es im Grenzbereich zwischen erlaubten Gruppenanfragen und unerlaubten Fischzügen keine etablierte Rechtspraxis. Das bestätigen Nachfragen bei renommierten Steueranwälten.

Hat die ESTV tatsächlich nur getan, was eine unpolitische Behörde im rechtlichen Zweifelsfall tut: unabhängigen Gerichten den Entscheid über Recht und Unrecht überlassen?

Entschieden anders sieht es Rechtsanwalt David Zollinger, ehemals Staatsanwalt im Kanton Zürich. Seines Erachtens hat die ESTV aktiv den Bereich ausgedehnt, der für Gruppenanfragen gelten soll – über den Staatsvertrag mit Frankreich hinaus. Das Bundesgericht habe diese Ausweitung gutgeheissen und damit «die Grundlinie verschoben», welche erlaubte Gruppenanfragen einerseits und unerlaubte Fischzüge andererseits trenne. Bislang, und nach Wortlaut des Doppelbesteuerungsabkommens, sei ein konkreter Tatverdacht Voraussetzung für die Gewährung von Amtshilfe gewesen. Mittlerweile genüge es, dass ein anderer Staat «eine Kontonummer bei einer Bank in der Schweiz kennt, die möglicherweise auf einen seiner Bürger lauten könnte». Darüber hinaus brauche es «künftig kam einen Verdacht, damit die Schweiz diese Information übermittelt».

«Richterrecht»

Eine solche Ausweitung der Amtshilfe sei nicht in erster Linie juristischer, sondern politischer Natur. Demzufolge wäre es am politischen Verantwortlichen gelegen, darüber zu entscheiden: Bundespräsident Ueli Maurer. Insbesondere, weil auch dem Finanzdepartement nicht verborgen geblieben sein dürfte, wie die bei solchen Themen zum Zug kommende Zweite öffentlich-rechtliche Abteilung des Bundesgerichts sich immer wieder dadurch profiliert habe, «Rechtsfortbildung zu betreiben und eigentliches «Richterrecht» zu schaffen», sagt Zollinger.

An Warnungen diesbezüglich mangelte es nicht. Nachdem das Bundesverwaltungsgericht im Sinne der UBS entschieden hatte, wurden Branchenvertreter bei Bundesrat Ueli Maurer persönlich vorstellig. Sie wiesen ihn auf die politische Bedeutung des Falls für den Finanzplatz Schweiz hin und legten Maurer nahe, zu verhindern, dass die ESTV Rechtsmittel einlegt. Im September 2016 hatte die Zweite öffentlich-rechtliche Abteilung (in gleicher Besetzung) schon einmal ein Urteil des Bundesverwaltungsgerichts umgestossen, welches die Datenlieferung verboten hatte. Damals war es um eine Gruppenanfrage aus den Niederlanden gegangen. Maurer hörte die



An Warnungen mangelte es nicht: Ueli Maurer.

Emissäre an – und unternahm nichts. Aus dem Departement heisst es: «Dazu äussern wir uns nicht.» Offensichtlich sah es Maurer als zu riskant an, in diesem Fall politisches Kapital zu mobilisieren. Aus SVP-Kreisen heisst es, es räche sich nun, dass sich der Finanzminister beharrlich geweigert habe, in seinem Departement bürgerliches Personal zu platzieren. Der Chef der im UBS-Fall federführenden ESTV beispielsweise, Adrian Hug, wurde 2013 von Maurers Vorgängerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) in sein Amt berufen.

Hug, der früher im Zürcher Gemeinde- und Kantonsparlament für die CVP politisierte, hat sich in früheren Funktionen den Ruf eines zuverlässigen Etablierten erworben, für den die Interessen der Staatskasse zuoberst stehen. In den späten neunziger Jahren leitete er die Abteilung Schenkungs- und Erbschaftssteuer beim kantonalen Steueramt, die durch eine gewonnene Volksinitiative von SVP und Hauseigentümerverband überflüssig wurde. Mit übertriebenen Szenarien zu drohenden Einnahmeverlusten setzte er sich politisch in die Nesseln. Daraufhin bot ihm der christlichsoziale Finanzvorstand Willy Küng die Leitung des stadtzürcherischen Steueramts an. 2007 wechselte er unter dem später abgewählten Finanzdirektor Hans Hollenstein (CVP) wieder zum Kanton. Fünf Jahre später schlug seine Stunde in Bern: Finanzministerin Widmer-Schlumpf suchte einen Mann für «umfangreiche Projekte in einem politischen Umfeld».

Mehr zum Thema: «Bodenmann», Seite 18

Fehlanreize für Faulenzer

Von Christoph Mörgeli

Vergessen scheinen Fleiss, Arbeitsamkeit und Schaffensfreude. In der Schweiz verbreitet sich leider ein gegenteiliges Phänomen. Und zwar bereits bei jungen Menschen, Frauen wie Männern. Sie sind an unseren Universitäten, Hoch- und Fachschulen auf Kosten der Steuerzahler vorzüglich ausgebildet worden. Jetzt stehen sie am Beginn ihrer Werk-tätigkeit. Nun ginge es für den hochqualifizierten Nachwuchs eigentlich darum, sich ins Berufsleben zu stürzen. Mit vollem Engagement. In einer 100-Prozent-Anstellung.

Doch davon wollen viele der meist akademisch Geschulten nichts wissen. «Ich möchte die Sache mit meinem Beruf easy angehen», hören wir von ihnen. «Mir geht es um eine gute Work-Life-Balance», verkünden sie. «Freizeit, Ferien und Faulenzen sind mir wichtiger als die berufliche Karriere», tönt es gewichtig und bestimmt. Und dann vernehmen wir von diesen Zwanzigern und Dreissigern, sie hätten sich erst mal für 50 oder 70 Prozent anstellen lassen. Alles easy.

Diese Jungen mögen Minimalisten sein. Aber dumm sind sie nicht. Weil sie eine gute Ausbildung absolviert haben, können sie durchaus rechnen. «Was nützt uns ein doppeltes 100-Prozent Salär?», fragte mich ein Pärchen, er Jurist, sie Ärztin, ein Kind. «Das lohnt sich nicht im Geringsten.» Wegen der steuerlichen Heiratsstrafe sind die beiden unverheiratet. Die Steuern, vor allem die progressiven Bundessteuern, seien so bemessen, dass sich ein hohes Einkommen nicht lohne. Mit einem bewusst tiefer gehaltenen Lohn bestehe überdies die Chance auf günstigere Krippentarife. Und dereinst auf den Einzug in eine Genossenschaftswohnung. Und auf eine Verbilligung der Krankenkassenprämien.

Weil viele einheimische Junge trotz ausgezeichneter Ausbildung nicht voll arbeiten wollen, klagt die Wirtschaft prompt über einen Fachkräftemangel. Begleitet vom Ruf nach dem Import ausländischer Fachkräfte. Doch so zerstören wir unsere Wertschöpfung. Trotz oder vielmehr wegen der Personenfreizügigkeit ist die Schweiz punkto Produktivität bei einem Vergleich von 26 Staaten auf den zweitletzten Platz vor Italien zurückgefallen. Blöd sind nicht die minimalistischen Teilzeitberufeinsteiger. Blöd ist ein Staat, der den vollen beruflichen Einsatz der Jungen bestraft. Wir brauchen 100-Prozent-Berufsleute. Nur um als Bundesrat gewählt zu werden, reichen 51 Prozent.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Nix fremde Richter

Von Peter Bodenmann — Fast 45 000 französische Steuerhinterzieherinnen und Steuerhinterzieher zittern seit dem 26. Juli 2019.



Weil SVP-Bundesrichter Yves Donzallaz den SVP-Bundesrat Ueli Maurer unterstützte.

Fast alle Versuche der Schweizer Parteien, ihre eigenen Richter an die kurze Leine zu nehmen, sind bisher gescheitert. Weil sich die Richterinnen und Richter, von Ausnahmen abgesehen, einmal gewählt, ihren Parteien nicht mehr wirklich verpflichtet fühlen. Das ärgert die Partei-Munis rechts, links und in der Mitte.

Während mehr als einem halben Jahrhundert war das Steuerhinterzieher-Geheimnis die heilige Kuh der bürgerlichen Parteien. Für Bundesrat Hans-Rudolf Merz war klar, die Amerikaner werden sich am Steuerhinterzieher-Geheimnis die Zähne ausbeissen. Es kam alles anders. Bund, Bankenkommission und Nationalbank retteten die UBS. Und der Bundesrat musste auf dem Altar der UBS gleich noch das Steuerhinterzieher-Geheimnis opfern.

In den darauffolgenden bewegten Zeiten kauften die Deutschen jede Menge CDs mit Daten von Steuerhinterziehern. Darunter befanden sich auch 65 000 Konten von Französisinnen und Franzosen. 20 000 mit Namen. 45 000 ohne.

Absolut zu Recht verlangten die Franzosen die Herausgabe der 45 000 noch namenlosen Konten. Absolut zu Recht gab der SVP-Bundesrat Ueli Maurer grünes Licht, damit die Franzosen ihre Pappenheimer nachbesteuern können.

Axel Weber und Sergio Ermotti wollten das verhindern. Deshalb beschritt die UBS den Rechtsweg. Entscheiden musste in letzter Instanz unser Bundesgericht. Die parteipolitische

Zusammensetzung der zuständigen Kammer: zwei Grüne, zwei Mannen von der SVP und einer von der CVP.

Am Freitag, dem 26. Juli 2019, entschied das Bundesgericht. Jeder Bundesrichter legte seine Position offen dar. Vor dem Mittagessen unterstützten die zwei Grünen den SVP-Bundesrat Ueli Maurer; der CVP-Richter – zum Entsetzen aller Freunde des Rechtsstaates – die UBS.

An der Zürcher Bahnhofstrasse knallten die Sektkorken. Alle waren überzeugt: Jetzt kommen noch die zwei SVP-Bundesrichter, jetzt kann nichts mehr schiefgehen.

Die eiskalte Dusche kam am Nachmittag: SVP-Bundesrichter Yves Donzallaz stimmte für die Herausgabe der Daten. Endstand 3:2 für die Weissgeld-Strategen gegen die Verteidiger des Steuerhinterzieher-Geheimnisses.

Die SVP drohte ihrem Bundesrichter öffentlich mit der Abwahl, nur weil er Ueli Maurer unterstützt hatte. Auch andere UBS-nahe Parlamentarier bliesen in das gleiche Horn.

Der Staub wird sich legen. Die Steuerhinterzieher werden zahlen. Und bei der nächsten Bundesrichterwahl wird Donzallaz von all jenen komfortabel gewählt, die der SVP eins aus-wischen wollen. So funktioniert ausgleichende Gerechtigkeit. So funktionieren *checks and balances* made in Switzerland.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Zürcher Zeitungskrieg

Von Kurt W. Zimmermann — Zwischen *Tages-Anzeiger* und *NZZ* lebt eine alte Tradition wieder auf, die Tradition des Zeitungskriegs.

Als Leser hatte ich eine schöne Jugend. Denn in meiner Jugend gab es noch richtigen Krieg.

In Solothurn, wo ich aufwuchs, standen die *Solothurner Zeitung* und die *Solothurner Nachrichten* in einem offenen Zeitungskrieg. Die beiden Blätter attackierten sich nach allen Regeln der Diffamierungskunst.

Überall sonst ging es ebenso lustvoll zu. In St. Gallen droschen das *Tagblatt* und die *Ostschweiz* aufeinander ein. In Bern gingen das *Tagblatt* und der *Bund* aufeinander los. In Basel befiedelten sich die *Basler Nachrichten* und die *National-Zeitung*.

Die Pressekonzentration beendete ab den siebziger Jahren das frohe Schlachtgetümmel. Heute gibt es nur noch in einer Stadt zwei Zeitungen aus zwei Verlagen. Zürich hat die Wahl zwischen *Neuer Zürcher Zeitung* und *Tages-Anzeiger*.

Hier erleben wir nun eine Wiederkehr der schönen Tradition des Zeitungskriegs. Die beiden Blätter gehen neuerdings heftig aufeinander los.

Es begann vor etwas mehr als zwei Jahren. Der *Tages-Anzeiger* verfasste ein eher untergriffiges Porträt von *NZZ*-Chefredaktor Eric Gujer. Gujer intervenierte darauf bei *Tages-Anzeiger*-Chefredaktor Arthur Rutishauser. Rutishauser kippte den Artikel kurz vor Redaktionsschluss aus dem Blatt.

Das aber hinderte den *Tages-Anzeiger* nicht am weiteren Feldzug. Seitdem greift er die «Lieblingszeitung der Rechten», wie er die *NZZ* nennt, regelmässig und heftig an. Es geht ausschliesslich um die politische Haltung.

Wenn der *Tages-Anzeiger* über die *NZZ* schreibt, dann fallen reihenweise Ausdrücke wie «rechtspopulistisch», «Rechtsdrall» und «rechtslastig». Zuletzt attestierte man dem Konkurrenten gar eine Nähe zu «völkischen Thesen» und rückte die *NZZ* damit gezielt in die Nazi-Ecke.

Das ging nun sogar der *Basler Zeitung* zu weit, die ebenfalls zum *Tages-Anzeiger*-Konzern gehört. Sie publizierte eine umfassende Analyse der *NZZ* und rühmte sie als «liberales Leitmedium», das die Kritik als «Ritterschlag» empfinden dürfe. Der Text wurde auch der *Tages-Anzeiger*-Redaktion angeboten. Die lehnte natürlich den Abdruck ab.

Letzte Woche löste die *NZZ* den bisher schärfsten Gegenangriff aus. Anders als der Gegner argumentierte sie nicht politisch, sondern warf dem *Tages-Anzeiger* journalistisches Versagen vor.



Die Profile schärfen sich: *Tages-Anzeiger* online.

Als Beispiele erwähnte die *NZZ* etwa die Bestechungsvorwürfe gegen Thomas Borer und Ex-Nationalrat Christian Miesch, die der *Tages-Anzeiger* skandalisiert hatte und die sich zuletzt in Luft auflösten. Ein ähnlicher Fall waren die Fake News, am Frauenstreik hätte Ständerat Roland Eberle Frauen mit obszönen Gesten beleidigt. Das Haus *Tages-Anzeiger* musste sich entschuldigen und den Artikel löschen. Genau dieselbe Peinlichkeit unterlief der Redaktion im letzten Jahr bereits bei einem Artikel über den Bündner Verleger Hanspeter Lebrument.

Genüsslich zitierte die *NZZ* auch eine *Tages-Anzeiger*-Redaktorin, die zu ihrem umstrittenen Artikel über Familienpolitik gesagt hatte, er sei «ohne Anspruch auf Detailtreue oder gar Richtigkeit der Angaben» erschienen. Die *NZZ*-Botschaft war damit klar.

Interessant am Zürcher Zeitungskrieg ist, wie sich die Profile beider Widersacher schärfen. Die *NZZ* fährt einen bürgerlich-konservativen Kurs und stemmt sich gegen politische Korrektheit. Der *Tages-Anzeiger*, der zuvor zur Mitte tendierte, ist dadurch wieder deutlich auf eine links-grüne Linie geschwenkt, gewürzt mit hohem Anteil an moralisierender Belehrung.

Was wollen wir mehr? Im Vergleich zur Restschweiz ist Zürich für uns Leser ein Schlaraffenland.

Grundi knüppelt

Von Henryk M. Broder — Was genau meint Böhmermann?

Früher, also zu Goethes und Schillers Zeiten, war das Theater in Deutschland eine moralische Anstalt, heute sind es die ARD und das ZDF. Die Gebührenzahler werden belehrt und erzogen, man könnte gleich sagen: indoktriniert. Donald Trump ist böse, Boris Johnson ist verrückt (oder auch umgekehrt), die AfD ist die neue NSDAP, die EU ist ein Friedensprojekt, und wer die unkontrollierte Zuwanderung nicht gut findet, der ist ein Nationalist ohne Herz und ohne Verstand. Sie denken, ich übertreibe? Dann verfolgen Sie eine Woche lang die Kommentare zum Tagesgeschehen in den Tagesthemen (ARD) und dem «Heute Journal» (ZDF).



Oder schauen Sie sich das «Neo Magazin Royale» im ZDF an, mit Jan Böhmermann als Conferencier. Böhmermann hat sich mit einem Spottgedicht auf den türkischen Präsidenten einen Namen gemacht, was beinahe zu einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei geführt hätte. Seitdem versucht er zu beweisen, dass er auch anders kann. Zuletzt hat er zu einer Solidaritätskampagne mit der deutschen Kapitänin Carola Rackete, die in Italien festgehalten wird, aufgerufen und über eine Million Euro zu deren Verteidigung eingesammelt.

In einem Beitrag zum siebzigsten Geburtstag des Grundgesetzes lässt Böhmermann eine Figur namens «Grundi» mit einem Hartgummiknüppel einen Polizeiwagen demolieren. Zwei Polizisten schauen dem Treiben tatenlos zu. Zum Schluss lässt Grundi den Knüppel fallen, schiebt die Polizisten zur Seite und macht sich aus dem Staub, derweil eine Stimme aus dem Off sagt: «Grundgesetz – unfickbar seit 1949».

Ich habe mir den eine Minute und 27 Sekunden langen Spot mehrmals angesehen und weder ihn noch die Pointe verstanden. Was wollte Böhmermann damit sagen? Dass Gewalt gegen Polizei o.k. oder nicht o.k. ist?

Ich bat den Intendanten des ZDF um Aufklärung. Ob er mir bitte sagen könnte, wo sich der Witz versteckt und worauf die Feststellung «unfickbar seit 1949» anspielt? Jetzt warte ich seit einer Woche auf eine Antwort des Intendanten. Ich vermute, er hat meine Bitte an die zuständige Redaktion weitergegeben. Dort geht die Suche nach dem Witz weiter, fieberhaft von 9 bis 17 Uhr. Auflösung folgt, demnächst an dieser Stelle.



LE MIRADOR
RESORT & SPA



THE LEADING HOTELS
OF THE WORLD®

SWISS DELUXE HOTELS



Pure Erholung am Genfersee

Das Le Mirador Resort & Spa liegt oberhalb der Schweizer Riviera Vevey-Montreux mitten im UNESCO Welterbe Lavaux, Heimat der Chasselas-Traubensorte.

Lassen Sie sich bei Ihrem nächsten Meeting in der Romandie vom einzigartigen Ausblick über den Genfersee und die Alpen inspirieren.



Ganzheitliche Angebote für Ihre Gesundheit

Das Resort beherbergt ein Health Centre, das mit den neuesten medizinischen Innovationen ausgerüstet ist. Ein Team von hochqualifizierten Ärzten steht Ihnen zur Verfügung und kümmert sich um Ihr physisches, mentales und emotionales Wohlbefinden. Dabei steht ein ganzheitlicher Ansatz mit personalisierter Therapie und Pflege im Fokus.



Ihr nächstes Meeting mit Weitsicht

Flexible Einrichtungen, von Tageslicht durchflutete Räume und lokale Köstlichkeiten erlauben Ihnen, sich auf Ihre wichtigen Entscheidungen zu konzentrieren. Ganz egal, ob für eine Sitzung mit zwei Personen oder eine Tagung mit Cocktail auf der Terrasse für bis zu 100 Personen.

Le Mirador Resort & Spa

Ch. de l'Hôtel Mirador 5 | 1801 Le Mont-Pèlerin | Switzerland |
+41 21 925 11 11 | reception@mirador.ch | www.mirador.ch

Menschlichkeit gegen Kriegsgräuel

Von Ueli Maurer und Peter Maurer — Die Genfer Konventionen zählen zu den grössten Erfolgen staatlicher Zusammenarbeit. Für Schlagzeilen sorgen sie selten. Umso entschiedener muss man sie verteidigen.

Die Genfer Konventionen feiern ihr siebenzigjähriges Bestehen. Schweizerinnen und Schweizer bringen die Konventionen instinktiv mit ihrem Land in Verbindung. Die Schweiz ist tatsächlich Depositarstaat der Konventionen, und ihr humanitäres Engagement ist ein fester Bestandteil ihrer Aussenpolitik. Ausserdem war es der Schweizer Geschäftsmann Henry Dunant, der 1864 die erste Genfer Konvention initiierte.

Es ist wichtig, heute gebührend auf die Errungenschaften dieser grundlegenden Dokumente während der letzten Jahrzehnte hinzuweisen. Die Genfer Konventionen, die alle Staaten der Welt ratifiziert haben, sind Ausdruck einer universellen Verpflichtung zur Menschlichkeit. Seit 1949 stärken sie die Arbeit humanitärer Organisationen, insbesondere jene des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK). In Ländern, die von Krieg gebeutelt sind, ermöglichen die Konventionen etwas Menschlichkeit inmitten des Schreckens.

Nach dem Zweiten Weltkrieg mit seinen unsäglichen Gräueltaten, insbesondere gegen die Zivilbevölkerung, erkannte die Völkergemeinschaft die dringende Notwendigkeit, das humanitäre Völkerrecht (HVR) mit neuen Regeln zu ergänzen, namentlich um den Schutz auf die Zivilpersonen auszudehnen.

Die von der Rot-Kreuz-Bewegung im Verlauf der 1930er Jahre vorangetriebene Überarbeitung der bestehenden Konventionen fand ihren Höhepunkt am 12. August 1949. Damals versammelten sich auf Einladung der Schweizer Regierung die Vertreterinnen und Vertreter zahlreicher Staaten in Genf und verabschiedeten vier von den Juristen des IKRK erarbeitete Konventionen mit insgesamt 429 Artikeln. Auch heute noch gelten die Genfer Konventionen als einer der grössten Erfolge der Zusammenarbeit zwischen Staaten.

Mit der Verabschiedung der Genfer Konventionen noch vor den Entkolonialisierungskriegen und der Ausbreitung von Bürgerkriegen hatten die Staaten dafür gesorgt, dass auch in solchen Konflikten ein Mindestmass an Regeln eingehalten wird. Die Schutz- und Verhaltensregeln für bewaffnete Konflikte mussten jedoch weiter ausgebaut und verstärkt werden. Dies geschah mit der Verabschiedung der beiden Zusatzprotokolle von 1977.

Das HVR als solches legt realistische Regeln fest und sorgt für ein angemessenes Gleichgewicht zwischen Menschlichkeit und militärischer Notwendigkeit. Die kriegführenden Par-

teien müssen bei ihren Auseinandersetzungen darauf achten, die Zivilbevölkerung möglichst zu schonen. Insbesondere ist es ihnen strikt verboten, die Zivilbevölkerung absichtlich ins Visier zu nehmen. Es gibt rote Linien: Einen sich ergebenden Soldaten zu töten, ein Krankenhaus zu bombardieren, Verwundete und Kranke zu foltern oder die medizinische Hilfe zu verweigern, sind inakzeptable Rechtsverstösse.

«Unter allen Umständen»

Angesichts der aktuellen Polarisierung, bei der der Feind verteufelt und entmenschlicht wird, bei der alle Seiten unnachgiebig Extrem Lösungen fordern, braucht es diesen rechtlichen Rückhalt mehr denn je. Schliesslich gibt es ein Zusammenleben nach dem Krieg, so dass Kriegsgegner, die respektvoll miteinander umgehen, später weniger Ressentiments gegeneinander hegen. Im Vordergrund steht die Menschlichkeit gegen Kriegsgräuel.

Gegen die Konvention wird regelmässig Kritik laut, die auf die Kluft zwischen noblen Versprechungen und der Realität vor Ort verweist. Syrien, Jemen, Libyen, Ukraine, Zentralafrikanische Republik, Südsudan... Zu zahlreich sind die Verstösse, zu gross das Leid der Menschen. Doch wer würde das Strassenverkehrsgesetz in Frage stellen wollen, weil es zu viele Tote und Verletzte im Verkehr gibt?

Einige stellen die Relevanz des HVR in Frage, weil es nicht in der Lage sei, Rechtsverstösse zu verhindern. Unsere Haltung ist klar: Wenn ein Kommandant einen Angriff auf ein militärisches Ziel einstellt, weil die Kollateralschäden in der Zivilbevölkerung zu gross wären, ist das ein Verdienst des HVR. Wenn IKRK-Delegierte gefangenen Personen dringend benötigte humanitäre Hilfe leisten können, ist das ein Verdienst des HVR. Dasselbe gilt für ein Spital, das an der Front liegt und trotzdem weiter funktioniert.

Diese Erfolge sorgen nicht unbedingt für Schlagzeilen in den Medien. Doch es gibt sie, und sie bestärken uns in unserer Entschlossenheit, uns für eine menschlichere Welt starkzumachen. Wir stehen vor grossen Herausforderungen mit vielen Unbekannten. Beispiele sind die immer zahlreicheren, immer extremistischeren bewaffneten Gruppierungen und der Einsatz autonomer Waffen und künstlicher Intelligenz auf dem Schlachtfeld. Die Konflikte verändern sich, die Grundsätze bleiben bestehen – so viel ist sicher.

Die Schweizer Regierung setzt sich an vorderster Front für die Einhaltung der Genfer Konventionen ein; das IKRK ist die Hüterin des humanitären Völkerrechts und die Beschützerin der Kriegsoffer. Es ist jedoch die Pflicht aller Staaten, das Recht «unter allen Umständen einzuhalten und seine Einhaltung durchzusetzen». Die Zusammenarbeit zwischen den Staaten von 1949 sollte die Regierungsverantwortlichen von heute dazu motivieren, mehr zu tun.

Ueli Maurer ist Bundespräsident.
Peter Maurer leitet als Präsident seit 2012 das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK).



Universelle Verpflichtung: Unterzeichnung der Genfer Konventionen 1949 in Genf.

Einspruch

Agrar-Armee

**Emissionsarme Produkte?
Wer näher hinschaut, findet
die nirgends. Von Hans Rentsch**

Wenn andere Parteien der traditionellen Bauernpartei SVP Wählerstimmen streitig machen, müssen sich SVP-Politiker umso bauernfreundlicher aufführen. Dazu können in unserer Musterdemokratie auch faktenfreie Behauptungen aufgetischt werden. Das geht dann zum Beispiel so, wie Roger Köppel in seinem letzten Editorial (*Weltwoche* 30/31) schrieb: «Die Bauern, unter Beschuss von Ökomoralisten, sind Umweltpraktiker seit Jahrhunderten. Die Aktivisten, die selbstbetrunken den radikalen Systemumbau fordern, sollten emissionsarme Produkte der lokalen Landwirtschaft einkaufen.» Wer unsere Landwirtschaft so sieht, ist wohl selber selbstbetrunken. Hier ein paar Fakten:

– Niemand fordert den radikalen Systemumbau.

– Es sind weder Ökomoralisten noch Aktivisten, die die ökonomisch unsinnige und ökologisch zerstörerische Agrarpolitik kritisieren. Sogar das befangene Bundesamt für Landwirtschaft ortet zahlreiche Ziellücken.

– Köppels «Umweltpraktiker» bilden pro Hektare oder Arbeitskraft wohl die am stärksten motorisierte Agrar-Armee der Welt. Gemäss Agrarbericht 2015 des Bundes ist der flächenbezogene Bedarf an direkter Energie pro Hektare in der Schweizer Landwirtschaft rund 2,7-mal höher als der EU-27-Durchschnitt. Seit 1970 ist der Verbrauch an nicht erneuerbaren Energien um rund 80 Prozent gestiegen. Die Energieeffizienz ist aber gleichzeitig gesunken und liegt seit 1990 bei etwas über 40 Prozent. Das bedeutet, dass es 5000 kcal braucht, um essbare 2000 kcal zu erzeugen.

– Der Einkauf emissionsarmer Produkte der lokalen Landwirtschaft ist somit gar nicht möglich. Und dass kurze Distanzen zwischen Produktion und Konsum die Ökobilanz prinzipiell massgeblich verbessern, ist längst widerlegt; in den Köpfen der Leute aber noch nicht angekommen, weil die Agrarpropaganda systematische Desinformation betreibt.

Hans Rentsch ist freischaffender Ökonom. Unter seiner Leitung als Projektverantwortlicher und Hauptautor entstanden die beiden Avenir-Suisse-Publikationen «Der befreite Bauer» (2006) und «Agrarpolitische Mythen» (2008), die im Verlag NZZ erschienen sind.

Leserbriefe

«Vier Tage ist die Verfallszeit der (angeblich) exakten Wissenschaften.» Oskar B. Camenzind

Oberste Instanz

Nr. 30/31 – «Vergiss nie, wer du bist»;
Interview mit CS-Chef Tidjane Thiam

Ich habe das Interview mit grossem Interesse gelesen und meine, aus Thiams Aussagen herauszuhören, dass er der Ansicht ist, dass die Schweiz das beste politische System hat. Der Bürger entscheidet als oberste Instanz, was Sache in der Schweiz ist. Im Geheimen aber schüttelt er den Kopf über den grossen Teil der politischen Elite, die die Schweiz per Rahmenabkommen an die EU verscherbeln wollen.

H.-J. Giorgio Peter, *Opfikon*

Der Elfenbeinturm wankt

Nr. 30/31 – «Bekehren statt lehren»;
Silvio Borner über die Forschung

Vier Tage ist die Verfallszeit der (angeblich) exakten Wissenschaften. Das erleben wir täglich mit dem Wetterbericht. Danach beginnt bereits die Unschärfe der Voraussagen. Wer deshalb daran zweifelt, dass wir heute schon wissen können, was 2030 oder gar 2060 klimatisch als nachhaltig gelten wird, muss zwar nicht mehr fürchten, verbrannt zu werden wie die Protagonisten des solarzentrischen Weltbildes im Mittelalter. Er wird nur noch aus dem Elfenbeinturm der Klimapropheten verbannt. Über die manipulierte Gesinnungsethik triumphiert hoffentlich am Schluss die verifizierte Verantwortungsethik. Auf der Mikroebene bewegt sich nämlich auch der Fels, auf dem die Wissenschaft zu stehen behauptet: Aus der klassischen Teilchenphysik ist die unscharfe Quantenphysik hervorgegangen. Der Elfenbeinturm wankt!

Oskar B. Camenzind, *Brunnen*

Blick nach Osten

Nr. 29 – «Lob der Seidenstrasse»;
Ruedi Nützi über Chinas
Jahrhundertprojekt

Danke für einen äusserst zeitgemässen und intelligenten Artikel zur «Belt and Road Initiative» und zu den damit verbundenen Herausforderungen. Ich kann – darüber einig – nur sagen, dass es an der Zeit ist, den Blick in die Zukunft zu richten und eine nachhaltige Strategie anzustreben, um sich mit Asien und China zu verbinden. Politiker sollten sich von allgemeinen Klischees, die man noch immer in Bezug auf China pflegt, abwenden und den Blick nach Osten richten.

Alexander Maresca, *Dornach*



«Was Sache in der Schweiz ist».

Mathematisch-Magisches

Nr. 29 – «Jeder kann gewinnen»;
François Fricker über die Mathematik
des Siegens

«Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen; und jeder geht zufrieden aus dem Haus.» So spricht der Theaterdirektor im Vorspiel zu Goethes «Faust», und so hat es der Autor – dieses meines Erachtens rundum gelungenen Artikels – gehalten, in welchem in Wort und Bild vor Jahrtausenden Geschehenes mit Künstlerischem und Mathematisch-Magischem verknüpft ist. Das Ganze mündet in eine präzise Beschreibung einer faszinierenden Paradoxie über Rangordnungen, was Stoff zu langem Nachdenken werden kann. Schön, wenn heutzutage eine Zeitung Raum für populär dargestellte mathematische Themen zur Verfügung stellt! Ich bin wohl nicht der einzige Leser, der sich über weitere Artikel dieser Art freuen würde.

Urs Handschin, *per E-Mail*

Nicht zu verachtende Löhne

Nr. 30/31 – «Flucht in die Verantwortung»;
Medien-Kolumne
von Kurt W. Zimmermann

Als interessierter Bürger und regelmässiger Zeitungsleser (am liebsten noch auf Papier und nicht auf dem Tablet!) teile ich die Beurteilung des Autors, dass das Niveau vieler

Printmedien deutlich schlechter geworden ist. Wenn rückläufige Inserate-Erträge Konsequenzen nach sich ziehen, dann leidet oft die Qualität darunter, anstatt die Quantität zu hinterfragen und anzupassen. Offensichtlich sind Verleger und Chefredaktionen vor Fehlentscheiden nicht gefeit.

Als Grund für den Weggang von Journalisten, um andere Aufgaben bei Grossunternehmen und staatlichen Institutionen zu übernehmen, werden im Artikel auch die tiefen Löhne erwähnt. Dies überrascht aber schon, wenn 90 000 Franken als Einstiegslohn, was 13 mal 7000 Franken entspricht, für einen jungen Journalisten wenig sein sollen. Auch wenn sich die Entwicklungsmöglichkeit für einen «altgedienten Ressortleiter» bei einer Regionalzeitung in Grenzen hält, wenn die aufgeführten Gehälter zutreffen, sind 140 000 Franken oder 13 mal rund 11 000 nicht zu verachtende Löhne, die nicht alle Akademiker auf sicher haben.

Der Rückgang der Printmedien dürfte aber auch darauf zurückzuführen sein, dass in vielen Zeitungen weniger klar als früher unterschieden wird zwischen sachlicher Berichterstattung und persönlichem Kommentar. Meiner Wahrnehmung nach gibt es immer seltener wertungsfreie Informationen.

Karl Güntzel, St. Gallen

Makabres Menü

Nr. 29 – «Speisekarte»;
Editorial von Roger Köppel

Wenn die Schweiz nicht an den EU-Tisch hocken will, kommt sie auf die EU-Speisekarte. Als makabres Menü am grossen Brüsseler Fressen? Ist es Grössenwahn, oder sind es nur sehr überhebliche und gegenüber seinem Gastland völlig respektlose Worte des Dänen Michael Matthiessen? In Russland, in den USA oder in China und, ja, auch in Frankreich würde ein derart takt- und instinktloser Botschafter noch gleichentags zur Persona non grata erklärt. Also mit Schimpf und Schande aus dem Gastland gejagt.

Alfons Wüest, Luzern

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Immer mehr Leute und Personengruppen fühlen sich diskriminiert, obschon die Gesellschaft immer wohlhabender und egalitärer wird. Haben Sie eine Erklärung dafür? *Ramona F., Wil*

Dass sich gewisse Leute gegenüber anderen dauernd benachteiligt fühlen, ist keine neue Tatsache. Viele Menschen haben oft das Gefühl, dass die Situation, in der andere leben, besser sei als die eigene. Und tatsächlich, man findet immer Menschen, von denen man glaubt, sie hätten es besser, als man es für sich selbst empfindet. Menschen, die reicher sind, die weniger arbeiten müssen, gesündere Kinder und mehr Glück haben und so weiter.

Vor allem Menschen, die mit sich selbst innerlich unzufrieden sind, empfinden so. Sie suchen nach Gründen und finden sie in einer naturgegebenen Benachteiligung, nur nicht bei sich selbst. Dass jeder seines Glückes Schmied ist, ist ihnen fremd. Und sie beginnen, diejenigen, die diese Benachteiligung nicht haben, zu verachten. Solche Menschen sind zu bedauern. Sie sind

nicht fähig, in ihrem Leben, in ihrer Geburt, in ihrem Werdegang, in ihrem Beruf, in ihrer Familie, in ihrer Umgebung das Positive zu sehen und sich daran zu freuen. Sie haben nicht die Kraft, für sich selbst zu sagen: «Ja, ich lebe, und ich lebe so schlecht nicht, und bei allem, was mir zuwider ist, gibt es eben sehr viel Schönes und Erfreuliches.» Statt sich an dem zu freuen, hebt man das Negative hervor und fühlt sich diskriminiert.

Es ist nicht etwa so, dass das vor allem für die armen Leute gilt. Ich kenne sehr viele Leute, die wohlhabend sind und in elitärer Umgebung den Tag verbringen, sich aber dauernd diskriminiert fühlen, nur weil sie Leute kennen oder von Leuten hören, die angeblich noch wohlhabender und noch elitärer sind. Solche angeblich noch bevorzugteren Menschen findet man jederzeit, vor allem wenn man glaubt, dass der Wohlhabendste und Elitärste der Glücklichste sei. Das entspricht in keiner Art und Weise der Lebenswirklichkeit.

Die angeblich so «diskriminierten» Personen schmoren geradezu in ihrer Unzufriedenheit und machen dies dauernd zum Thema. Ihnen empfehle ich: Lesen Sie das Grimm-Märchen «Hans im Glück». Vielleicht hilft das.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

WAHLARENA Klimadebatte: Innovation oder Regulierung?

FOKUSKMU
Moderation: Filippo Leutenegger






Peter Schilliger
Nationalrat FDP/LU

Jürg Grossen
Nationalrat GLP/BE

Sibel Arslan
Nationalrätin Grüne/BS

Hans Egloff
Nationalrat SVP/ZH

Täglich vom 26. August bis 1. Sept. ab 17.15 Uhr auf:    Täglich vom 2. bis 8. Sept. um 17 Uhr auf:  Am 3. Sept. ab 18.15 Uhr in stündlicher Wiederholung
Am 7. und 8. Sept. um 10.15 Uhr

Paranoia überall

Der Wirbel um den geistestörten Eritreer, der in Frankfurt ein Kind und dessen Mutter vor einen einfahrenden Schnellzug stiess, zeugt von einer erschreckenden Verblödung unserer Politikultur.

Von Alex Baur

Spätestens als der deutsche Innenminister Horst Seehofer (CSU), vom Magazin *Der Spiegel* als «Instinktpolitiker» charakterisiert, am Wochenende «intelligente Kontrollen» an der Schweizer Grenze forderte, wurde die Tragödie definitiv zur Farce. Den Anlass gab der Tod eines achtjährigen Bubens. Fünf Tage zuvor, am 29. Juli, kurz vor zehn Uhr morgens, hatte der Eritreer Habte A. das Kind zusammen mit seiner Mutter im Hauptbahnhof Frankfurt ohne ersichtlichen Anlass vor einen einfahrenden ICE-Zug gestossen. Die Mutter konnte sich auf das gegenüberliegende Perron retten, der Junge überlebte die heimtückische Attacke nicht. Überlebt hat auch ein drittes Zufallsoffer, eine 78-jährige Frau, die der Täter erfolglos vor den Zug zu stossen versuchte. Tagelang beherrschte die Tragödie die Schlagzeilen.

So viel dürfte inzwischen allgemein bekannt sein: Der vierzigjährige Habte A. reiste 2006 illegal in die Schweiz ein und bekam zwei Jahre später Asyl; seither lebt er im Weiler Tanne bei Wädenswil ZH; er ist Vater von drei Kindern im Vorschulalter; vier Tage vor der Bluttat in Frankfurt sperrte er seine Frau und seine Kinder zu Hause ein; eine Nachbarin, die den Unglücklichen zu Hilfe geeilt war und die Habte A. mit einem Messer bedroht hatte, alarmierte die Polizei; diese schrieb den Eritreer zur Verhaftung aus, allerdings nur national.

Panik vor Handystrahlen

Mutmasslich noch am gleichen Tag setzte sich Habte A. in Richtung Deutschland ab. Ein Handy, über das man ihn allenfalls hätte lokalisieren können, trug der Mann zumindest bei seiner Verhaftung nicht auf sich.

Alle Indizien weisen darauf hin, dass Habte A. von einem Wahn getrieben war, als er zu seinem amokartigen Todeslauf auf dem Bahnsteig in Frankfurt ansetzte. Das Verbrechen, wie immer man es auch drehen mag, wäre kaum zu verhindern gewesen.

Bis zum letzten Januar hatte der Eritreer bei den Verkehrsbetrieben Zürich (VBZ) gearbeitet, dann wurde er wegen paranoider Anfälle krankgeschrieben. Ein Freund berichtet, diffuse Verfolgungsängste hätten den Mann schon einige Monate vorher geplagt. Er habe sich vor Handystrahlen gefürchtet und Menschenansammlungen gemieden. Im Weiler Tanne galt er als Eigenbrötler, der Passanten nicht grüsste, wie es auf dem Land üblich ist

und wie es auch von einem Eritreer zu erwarten gewesen wäre, der immerhin schon seit über zehn Jahren dort wohnte. Das alles mag seltsam gewesen sein, aber nicht alarmierend.

Dass eine akute psychotische Störung oder Schizophrenie erst im Alter von vierzig Jahren ausbricht, ist selten. Aber es kommt eben doch vor, unabhängig von Herkunft und Rasse. Es wäre auch nicht das erste Mal, dass ein von Wahnvorstellungen besessener Geisteskranker wildfremde Menschen anfällt und vor einen einfahrenden Zug stösst. Dass Habte A. bei der Flucht das erstbeste Mittel wählte, nämlich den Zug in die erstbeste Grossstadt, nach Frankfurt, spricht gegen ein geplantes Vorgehen. Gemäss dem *Spiegel* sollen dort Landsleute den Fremdling beobachtet haben, wie er verstört und ziellos durch die Stadt streifte. Mutmasslich nächtigte er im Freien.

Man könnte sich allenfalls fragen, ob es nicht angezeigt gewesen wäre, Habte A. in eine geschlossene psychiatrische Klinik einzuweisen, bevor es zur Katastrophe kam. Eine medikamentöse Behandlung schwerer Geisteskrankheiten bedarf in der Regel wenigstens in der Anfangsphase einer strikten ärztlichen Kontrolle. Bevor man den Stab über die Ärzte bricht, müsste man allerdings das Krankheitsbild kennen. Ähnliches gilt für die polizeiliche Fahndung. Allein im Kanton Zürich rückt die Polizei durchschnittlich neunmal am Tag wegen häuslicher Gewalt aus. Jedes Mal eine internationale Grossfahndung auszulösen, wäre weder sinnvoll noch verhältnismässig.

Ein Handy, das man – das richterliche Plazet vorausgesetzt – hätte anpeilen können, führte Habte A. offenbar nicht mit. Gemäss Polizeiangaben soll seine Ehefrau von der plötzlichen Eskalation selber überrascht gewesen sein. Offenbar lagen auch keine Akten vor, die Anlass zur Befürchtung gegeben hätten, dass Habte A. ausserhalb des vermeintlich familiären Konflikts gefährlich werden könnte. Der Familienvater hatte bis zu seiner gesundheitsbedingten Freistellung im letzten Januar normal gearbeitet, er war nicht vorbestraft.

Auf Videoaufnahmen, welche die *Bild*-Zeitung auf ihrem Onlineportal veröffentlichte, sieht man Habte A. – schwarze Hose, grauer Pulli, weisse Sneaker –, wie er nach der Tat im lockeren Joggingschritt zum Ende des Bahnsteigs rennt. Passanten und ein zufällig an-

wesender Polizist in Zivil folgten dem Flüchtenden, der sich schliesslich über die Gleise absetzte. Zwei Strassenblocks vom Bahnhof entfernt wurde Habte A. überwältigt und verhaftet. Auch die Flucht passt nicht zu einer geplanten Tat. Sie rundet vielmehr das Bild eines von einem Wahn getriebenen Täters ab.

Sinnvollerweise gibt es Überwachungskameras, die helfen, solche Verbrechen aufzuklären und die Täter zu überführen. Es gibt sogar Computerprogramme, die verdächtige Bewegungen erkennen und Alarm schlagen, wenn es etwa zu einer Schlägerei kommt. Gesuchte

Es ist, als hätten die Politiker allesamt sehnsüchtig auf die Tragödie gewartet.

können auf Kamerabildern automatisch identifiziert werden. Doch verhindern lässt sich ein derartiges Verbrechen damit nicht. In diesem Fall hätte Seehofers «intelligente Kontrolle» an der Schweizer Grenze nicht weitergeholfen. Habte A. verfügt über eine C-Bewilligung, die ihm die Einreise nach Deutschland erlaubt.

Zürcher SVP zwitschert sich ins Abseits

So erschütternd der Tod des Achtjährigen, der mit seiner Mutter in den Urlaub verreisen wollte, auch ist – so unsinnig muten die politischen Reaktionen auf das Verbrechen an. Es hat natürlich damit zu tun, dass es sich beim Täter um einen Eritreer handelt. Um einen Flüchtling! Es ist, als hätten sie alle sehnsüchtig auf die Tragödie gewartet: die einen, weil sie Habte A. als Beleg für eine verantwortungslose Zuwanderungspolitik betrachten – und die andern, weil ihnen genau diese Reaktion den ultimativen Beweis für die rassistischen Motive der Zuwanderungskritiker liefert.

Das eine ist so verlogen wie das andere. Rechtskonservative disqualifizieren sich selber, wenn sie von einem einzigen geisteskranken Zuwanderer irgendwelche Schlüsse auf andere Immigranten ziehen. Als im letzten März eine paranoide 75-jährige Schweizerin in Basel ohne ersichtlichen Anlass einen ihr nicht bekannten siebenjährigen Knaben aus dem Kosovo mit Messerstichen tötete, kam es auch niemandem in den Sinn, alle Senioren für die Tragödie verantwortlich zu machen. Ebenso abstossend ist es jedoch, wenn die Fremdenfreunde nun gleich alle Migrations-skeptiker für jede vorsätzliche oder auch



Von einem Wahn getrieben: Habte A. (Abbildung aus dem Prospekt des Arbeiterhilfswerks SAH).

bloss unbedarfte verbale Entgleisung in den sozialen Medien mitverantwortlich machen.

Mit Argusaugen lauern in den sozialen Netzwerken die Sprachpolizisten beider Lager auf verfängliche Zitate, die dann, in der Regel aus dem Zusammenhang gerissen, genüsslich weiterverbreitet und ausgeschlachtet werden. AfD-Politikerin Verena Hartmann liess sich nicht zweimal bitten; sie lastete den Mord von Frankfurt per Twitter gleich Bundeskanzlerin Angela Merkel persönlich an. Auch die Zür-

cher SVP lieferte ihren Gegnern brav den Stoff, nach dem diese gieren, und zwitscherte sich mit nebulösen Phrasen über «lasche Asylpolitik gegenüber den Eritreern» und «nicht integrierbare Gewalttäter» ins Abseits. Doch ausgerechnet jene, die nun am lautesten «rechte Hetze» und «Nazi» jaulten, haben ihrerseits kaum Hemmungen, jedes rechtsextreme Verbrechen in Deutschland der AfD unterzujubeln und jede Schiesserei in den USA dem bössartigen Donald Trump.

Die in den sozialen Medien kultivierte Verblödung setzt sich in der Politik fort, und sie beschränkt sich keineswegs auf die Zuwanderung. Dieselben Leute, die im kalten Winter noch mahnten, man sollte das Wetter nicht mit dem Klima verwechseln, nutzen jede Hitzewelle, wie sie im Sommer halt bisweilen vorkommt, für die Verkündung des CO₂-Weltuntergangs. Im Gender-Krieg fallen die Hemmungen erst recht. Kein logischer Kurzschluss, keine hysterische Überdrehung scheint zu billig in Zeiten von #MeToo, Klimanotstand und Captain Rackete.

Propaganda gegen Propaganda

Ist das Publikum wirklich so blöd, wie Netzwerker, Politiker und Medienschaffende meinen? Lassen sich die imaginären Massen so einfach manipulieren? Führen die superschlauen rhetorischen Tricklein nicht zum Verlust der Glaubwürdigkeit, also in jenes Chaos, das zu verhindern man vorgibt? Zweifellos lenken sie von den realen Problemen ab.

Das Misstrauen ist gross, in alle Richtungen. Gerade in Deutschland war die Kriminalität von Zuwanderern im Asylbereich lange mit einem Tabu belegt. Doch auf die Dauer lässt sich die unbequeme Realität nicht schönreden.

Das Lagebild 2018 des Bundeskriminalamts (BKA) fördert erschreckende Zahlen an den Tag: Die «neuen Zuwanderer» aus dem Asylbereich sind für 15 Prozent aller Tötungsdelikte, 12 Prozent aller Vergewaltigungen und 11 Prozent aller Vermögensdelikte in Deutschland verantwortlich, was ihren Anteil an der Bevölkerung um ein Mehrfaches übersteigt. Im letzten Jahr fielen 230 Deutsche einem Tötungs- und 3261 einem Sexualdelikt zum Opfer, an dem mindestens ein «Zuwanderer» beteiligt war. Umgekehrt fielen 33 Asylbewerber einem Tötungs- und 89 einem Sexualdelikt zum Opfer, an dem ein Deutscher beteiligt war. Begrenzt man das Raster auf Täter aus muslimischen Ländern, wird das Missverhältnis noch krasser.

Die Eritreer fielen zwar nie wegen einer besonders hohen Kriminalitätsrate auf. Doch namentlich in der Schweiz gelten sie mit einer Sozialhilfequote von über 50 Prozent als kaum integrierbar. Unter diesen Vorzeichen mag es nachvollziehbar erscheinen, dass der Amoklauf des Habte A. auf dem Bahnsteig von Frankfurt für Höchstspannung auf allen Kanälen sorgte. Nur taugt der paranoide Familienvater aus Tanne bei Wädenswil weder als Anschauungsbeispiel für importierte Kriminalität noch für mangelnde Integration. Der Mann, 2017 in einer Broschüre des Arbeiterhilfswerks noch als Musterflüchtling porträtiert, war um ein redliches Einkommen bemüht. Er fiel auch nie durch Gewalttätigkeit auf, bis er unvermittelt von einer geistigen Umnachtung erfasst wurde. ○



Novartis-Chefjuristin Klinger. Weidmann-CEO Tschudi Sauber. Swiss-Re-Managerin Huang Sun. JTI-Lobbyistin Sommer. Glencore-Kaderfrau Krutikov.

Diese Frauen machen die Schweiz reicher

Sie leiten den riesigen Apparat einer Grossbank, trotzen amerikanischen Wirtschaftssanktionen, vertreten beargwöhnte Firmen aus der Tabak- oder Rohstoffindustrie oder bauen pionierhafte Start-ups im Neuland der umstrittenen Kryptowährungen auf: Das sind die mutigsten Managerinnen der Schweiz. *Von Florian Schwab*

Viel wird über die mangelnde weibliche Vertretung in den Führungszirkeln der helvetischen Wirtschaft gesagt und geschrieben. Die Politik will den Frauen jetzt sogar mit einer weichen Quote für Verwaltungsräte auf die Sprünge helfen. Dabei gibt es sie doch, die tüchtigen Managerinnen, die höchst effektiv in anspruchsvollen Schlüsselpositionen von Corporate Switzerland tätig sind. Geräuschlos tragen sie zum Wohlstand des Landes bei – ohne Aufheben um ihr Frausein zu machen.

Shannon Thyme Klinger, Group General Counsel, Novartis — Von den Verträgen, die sie aushandelt, hängen Milliarden ab: Die amerikanische Anwältin Shannon Thyme Klinger ist Chefjuristin beim Pharmariesen Novartis. Bei Rechtsstreitigkeiten hat sie das letzte Wort über die juristische Strategie. Sieg und Niederlage entscheiden über gewaltige Summen. Thyme Klinger hat ihre ganze Karriere als Juristin in der Pharmabranche absolviert. Zunächst als Spezialistin bei amerikanischen Wirtschaftskanzleien und später bei pharmazeutischen Unternehmen. Seit dem Jahr 2011 ist sie bei Novartis, zunächst als Chefjuristin der Novartis-Tochter Sandoz in Nordamerika. Im vergangenen Jahr rückte sie in die Konzernleitung auf, nachdem ihr Vorgänger Felix Ehrat wegen eines umstrittenen Vertrags mit Ex-Trump-Anwalt Michael Cohen seinen Platz geräumt hat. Thyme Klinger hat in ihrer Zeit als Chief Ethics and Compliance Officer einen neuen, konzernweit gültigen Handlungsleitfaden für sämtliche Mitarbeiter erar-

beitet, der das Risiko von justiziablem Fehlverhalten reduzieren soll.

Franziska Tschudi Sauber, Inhaberin und CEO, Weidmann Holding — Die Weidmann Holding (früher Wicor Holding) in Rapperswil ist als Industrieunternehmen eine klassische Männerdomäne. Auch das Produkt, auf dem die Firma ihren seit 140 Jahren andauernden, weltumspannenden Erfolg aufgebaut hat, mutet nicht besonders feminin an: Isolationsmaterial für Transformatoren. Seit fast zwanzig Jahren leitet Franziska Tschudi Sauber das Familienunternehmen, an dem ihre Familie 90 Prozent der Anteile hält. Die Firma beschäftigt weltweit über 3000 Mitarbeiter und schreibt einen Umsatz von gut 350 Millionen Franken. Gefordert hat Tschudi in dieser Zeit besonders die Frankenstärke. 2014 verkaufte die Firma ihre Automobilzuliefersparte. Derzeit ist sie dabei, mit dem Bereich Fiber Technology ein neues Segment aufzubauen, welches organische Alternativen zu Kunststoffen entwickelt.

Scilla Huang Sun, Head Equities, Group Asset Management, Swiss Re — Im globalen Durchschnitt sind neun von zehn Fondsmanagern männlich. Zehn Jahre lang gehörte Scilla Huang Sun zu den anderen 10 Prozent: Von 2008 bis 2019 managte sie bei der Zürcher Asset-Management-Boutique Gam sehr erfolgreich Aktienfonds im Luxusgütersegment. Seit vergangenem April hat sie eine neue Funktion: Für den Rückversicherungsgiganten Swiss Re steuert Huang Sun das rund drei

Milliarden Franken schwere Aktienportfolio. Ihre Karriere begann die Schweizerin mit taiwanesischen Wurzeln Mitte der 1990er Jahre bei der Investmentbank JP Morgan in Zürich und New York. Danach machte sie sich einen Namen als Expertin für die Luxusbranche bei der später von der Credit Suisse aufgekauften Privatbank Clariden Leu.

Natasja Sommer, Direktorin Corporate Affairs and Communications, JTI Schweiz — Im Bereich der Interessenvertretung (Public Affairs) ist es einer der härtesten Jobs, den die Schweiz zu bieten hat: Lobbyistin für Japan Tobacco International (JTI), eine der weltweit führenden Tabakfirmen mit eigener Produktion in der Schweiz. Diese Funktion versieht Natasja Sommer als Mitglied der Geschäftsleitung seit über fünf Jahren. Die in den Niederlanden aufgewachsene Betriebsökonomin aus Basel, die zuvor unter anderem in der Telekom-Industrie tätig war, kennt sich bestens mit den Feinheiten der Schweizer Politik aus. In Branchenkreisen wird ihr ein massgeblicher Anteil am Entscheid des Parlaments vor drei Jahren nachgesagt, das rabiate neue Tabakproduktegesetz von Gesundheitsminister Alain Berset (SP) an den Bundesrat zurückzuweisen.

Anna Krutikov, Head of Sustainable Development, Glencore — Die Schweizer Rohstoffbranche steht unter verschärfter Beobachtung seitens Öffentlichkeit, Politik und Behörden. Fragen nach den Auswirkungen der Unternehmenstätigkeit auf Gesellschaft



Sberbank-CEO Viehweg.



Lidl-Entwicklerin von Veltheim.



UBS-COO Keller-Busse.



Vision&-CEO Bolla.



BKW-Chefin Thoma.

und Umwelt beschäftigen auch die börsennotierte Glencore in Baar ZG, eines der grössten Rohstoffunternehmen der Welt. Bei Glencore ist die in New York aufgewachsene, russischstämmige Anna Krutikov dafür verantwortlich, dass das Unternehmen seinen hohen Standards in Sachen Nachhaltigkeit nachlebt. Und zwar weltweit in über fünfzig Ländern mit teilweise sehr anspruchsvollen Rahmenbedingungen. Dabei steht Glencore einer grossen Zahl von Nichtregierungsorganisationen gegenüber, die dem Konzern in manchen Fällen kritisch bis feindschaftlich gesinnt sind. Bevor sie zu Xstrata wechselte, die 2013 mit Glencore fusionierte, war Krutikov zehn Jahre lang Bergbau-Finanzanalystin mit Schwerpunkt Nachhaltigkeit beim Londoner Vermögensverwalter F & C Investments.

Annett Viehweg, CEO, Sberbank Schweiz — Die Sberbank ist eine Art russische Postfinance: Ein teilstaatlicher Finanzgigant mit ausgedehntem Filialnetz. Die Zürcher *Dépendence* des Instituts bedient schwerpunktmässig die Finanzierungsbedürfnisse von internationalen Handelsfirmen im Zusammenhang mit Russland und den GUS-Staaten. Das Umfeld gestaltet sich in Anbetracht der amerikanischen Sanktionen schwierig. Seit zwei Jahren befindet sich die Sberbank Schweiz unter der Führung von Annett Viehweg. Die in der ehemaligen DDR aufgewachsene und teils in Russland, teils in Saarbrücken ausgebildete Ökonomin steuert hier eine stattliche Belegschaft von über hundert Mitarbeitern und eine Bilanz von etwa 1,5 Milliarden Franken. Annett Viehweg blickt auf einen eindrücklichen Werdegang bei der Deutschen Bank zurück, wo sie bis zum CEO der Russland-Einheit aufstieg.

Nadia von Veltheim, Chief Real Estate Officer, Lidl Schweiz — Der Schweizer Detailhandel ist fest in der Hand der Grossisten Migros und Coop. Die Rolle des Angreifers

kommt hier der deutschen Lidl zu, die mit zunehmendem Erfolg den Platzhirschen Marktanteile abtrotzt. Letztes Jahr hat das Unternehmen die Milliardengrenze beim Umsatz überschritten. Seit dem Markteintritt vor zehn Jahren verzeichnet Lidl Schweiz zweistellige Wachstumsraten. Die erfolgreiche Jagdstrategie hat Nadia von Veltheim mitzuverantworten. Die aus Norddeutschland stammende Betriebsökonomin pflegt in ihrer Freizeit eine Leidenschaft fürs Springreiten.

Letztes Jahr hat das Unternehmen die Milliardengrenze beim Umsatz überschritten.

Im Jahr 2005, direkt nach ihrem Studium an der Dualen Hochschule Baden-Württemberg, fing sie bei Lidl Schweiz unter dem vielsagenden Titel «Projektleiterin Expansion» an, wo sie bis 2011 blieb. Nach einem Intermezzo beim Konkurrenten Migros kehrte sie 2015 zu Lidl zurück und rückte 2017 als Leiterin des Bereichs Bau und Expansion in die Geschäftsführung auf.

Sabine Keller-Busse, Chief Operating Officer, UBS Group — Nur wenig gibt es auf der Welt, das es in Sachen Komplexität mit dem internen Apparat einer Grossbank aufnehmen kann. An der Spitze dieses Apparats steht im Fall der UBS eine Frau: die ehemalige McKinsey-Beraterin Sabine Keller-Busse. Sie ist damit unter anderem für die zwei Themen zuständig, welche für den zukünftigen Erfolg der Bank massgeblich mitentscheidend sind: die Digitalisierung und das Personalwesen. Bei der Digitalisierung sehen sich die etablierten Banken mit ihren in die Jahre gekommenen Informatiksystemen der bohrenden Konkurrenz von Fintech-Unternehmen ausgesetzt. Und beim Personal geht es darum, sicherzustellen, dass die Bank – unter den in den letzten zehn Jahren ra-

dikal veränderten Vorzeichen – die besten Leute anziehen kann, welche das Unternehmen erfolgreich in die Zukunft führen können.

Lidia Bolla, CEO Vision& — Alles deutete auf eine klassische Finance-Karriere hin: Nach dem BWL-Studium an der Universität St. Gallen (Abschluss: Master in «Banking and Finance») absolvierte Lidia Bolla zunächst ein Praktikum bei JP Morgan in Zürich. Sie war über ein Jahr lang im Asset Management von Swiss Re tätig und doktorierte berufsbegleitend, bevor sie Managing Partner bei einer Pensionskassenberatung wurde. Anfang 2017 machte sie sich mit Vision& selbständig, einem Vermögensverwalter, der Blockchain-Investitionen vermittelt. Ihr Unternehmen wurde zum ersten regulierten Vermögensverwalter, der sich auf diesen Bereich spezialisiert. Die grosse Herausforderung dabei: konservativen Investoren die neuen Möglichkeiten von Kryptowährungen und Blockchain schmackhaft zu machen. Seit diesem Jahr verantwortet Lidia Bolla die Vermarktung von Crowdlitoken, einem Blockchain-basierten Immobilienprodukt.

Suzanne Thoma, CEO, BKW — Jeder sechste Schweizer bezieht seinen Strom von Suzanne Thomas' BKW. Die früher beschauliche Branche befindet sich im Umbruch, seit Deutschland die europäischen Märkte im Sommer mit subventioniertem Strom aus Wind- und Sonnenkraft überschwemmt. Suzanne Thoma reagiert auf das schwierige Umfeld mit mutigen strategischen Entscheidungen: Kurz nachdem sie Anfang 2013 den Chefessel bestiegen hat, nimmt sie das Kernkraftwerk Mühleberg frühzeitig vom Netz und baut das Geschäft mit Ingenieur-Dienstleistungen aus. Die Investoren honorieren es: Anders als bei der Konkurrentin Alpiq, welche an der Börse seit 2013 drastisch verloren hat, hat sich der Börsenwert der BKW unter Suzanne Thoma mehr als verdoppelt. ○



Wonach soll man sich richten? Gaetano Previatis «Haschisch-Raucher» (1887).

Soll man Cannabis legalisieren?

Der Bundesrat befürwortet Pilotstudien über mögliche Folgen eines straffreien Cannabiskonsums. Ein Blick auf die USA zeigt die Risiken einer völligen Freigabe. Die Schweiz sollte auf ihre bewährte Drogenpolitik setzen. *Von Ambros Uchtenhagen*

Die Schweiz hat eine ebenso unerfreuliche wie ungelöste Problematik im Umgang mit einem milliardenschweren illegalen Cannabismarkt, einem der grössten in Westeuropa. Was tun? Ein Blick darauf, wie andere Länder damit umgehen, zeigt eine Vielfalt von Varianten. Das im Rahmen dreier Uno-Konventionen eingeführte Verbot von Produktion, Handel, Besitz und Konsum von Cannabis (Prohibition) wird keineswegs einheitlich gehandhabt: Art und Anwendung repressiver Massnahmen weisen grosse Unterschiede auf. Je weniger erfolgreich sie sind, desto mehr ist der «Krieg gegen Drogen» zu einem Krieg gegen Drogenkonsumenten eskaliert.

Die Unzufriedenheit mit dieser Situation ist verbreitet. Eine Aufhebung des Konsumverbots mit administrativen Sanktionen anstelle strafrechtlicher Folgen bei Übertretung hat sich am häufigsten durchgesetzt (in mindestens 21 Ländern). In weiteren fünf Ländern und einigen Bundesländern Deutschlands werden der Konsum und die Vorbereitungs-handlungen für den eigenen Konsum nicht mehr bestraft (Entkriminalisierung).

«Cannabis social clubs»

Ein anderer Weg ist derjenige der Ausnahmeregelungen. So ist der Cannabisgebrauch für

medizinische Zwecke in mindestens 19 Ländern und 19 Bundesstaaten der USA gesetzlich zugelassen («medical cannabis»), mit unterschiedlichen Krankheitslisten, die eine ärztliche Verschreibung rechtfertigen (Indikationen). Als Voraussetzung für diese Regelung gilt der wissenschaftliche Nachweis der Wirksamkeit von Cannabispräparaten in der Behandlung dieser Krankheiten. Eine andere Ausnahmeregelung betrifft den Freizeitgebrauch von Cannabis für Erwachsene, die Mitglieder einer Vereinigung sind und damit das Recht auf eine bestimmte Menge von Cannabis erwerben, das im Auftrag der Vereinigung unter kontrollierten Bedingungen angebaut wird («cannabis social clubs»). Solche Vereinigungen sind in mindestens fünf Ländern zugelassen, in ein paar weiteren geduldet.

Und die Legalisierung mit Zulassung von Anbau, Handel, Besitz und Konsum? Hier gibt es die Variante «Handels- und Gewerbe-freiheit», mit Restriktionen wie im Umgang mit anderen Nahrungs- und Genussmitteln. Es gibt weitergehende Restriktionen im Sinne des Konsumentenschutzes (Anbau ohne Pestizide, keine Beimengung anderer Substanzen, maximaler Gehalt des für die Rauschwirkung verantwortlichen Tetrahydrocannabinol (THC), Mengenbeschränkung, Preisgestaltung) oder

im Sinne des Jugendschutzes (Mindestalter analog Fahrbewilligung, Verbot der Ab- und Weitergabe an Jugendliche).

Wonach soll man sich richten? Regieren heisst vorausschauen, lautet eine alte politische Devise, die heute unter der Forderung nach einer glaubwürdigen wissenschaftlichen Begleitung weiterlebt (evidenzbasierte Politik). Das bedeutet, sich ein Bild von den Auswirkungen der verschiedenen Varianten von Cannabispolitik zu machen, feststellbare Vor- und Nachteile oder zumindest die zu erwartenden Risiken und Chancen zu kennen.

Ideologische SVP

Was sind die Nachteile der in der Schweiz geltenden Prohibition? In ihrem Buch «Cannabispolitik – Die Fragen, die niemand stellt» haben Michael Herzig, Frank Zobel und Sandro Cattacin jüngst zusammengetragen und dokumentiert, was sich an Nachteilen der gegenwärtigen Regelung in der Schweiz zeigt. Sie lassen sich vor allem unter den Stichworten Rechtsunsicherheit, Rechtsungleichheit und Rechtswillkür zusammenfassen. Die unterschiedliche Interpretation von unklaren Vorschriften von Kanton zu Kanton sowie unklare Kompetenzen der Strafverfolger sind die Ursache dafür. Eine grundlegende Neuorien-

tierung der Cannabispolitik wird gefordert, welche diese Nachteile ausschliesst.

Was hat die Schweiz zur Neuausrichtung ihrer Cannabispolitik unternommen? Schon seit einiger Zeit ist man bestrebt, Klärungen und Verbesserungen in Gang zu bringen. Die vom Eidgenössischen Departement des Innern als beratendes Gremium eingesetzte Eidgenössische Kommission für Drogenfragen hat in ihrem «Cannabisbericht» von 1999 neben einer umfassenden Darstellung des Wissensstandes eine Reihe von Empfehlungen für eine künftige nationale Cannabispolitik vorgeschlagen. Folgende Empfehlungen stehen im Vordergrund:

— Die Ausarbeitung eines Regulierungsmodells mit starkem Jugendschutz, das nicht nur die Bestrafung von Konsum und Besitz aufhebt, sondern auch einen straffreien Zugang zu Cannabis erlaubt. Dieses Modell soll aber nicht einen freien Handel zulassen, sondern alle Voraussetzungen dafür enthalten, den unerwünschten Auswirkungen einer unregulierten Legalisierung vorzubeugen. Konkret müssten Produktvorschriften, ein Werbeverbot sowie allenfalls eine Preisbindung sichergestellt sein. Auf der Konsumentenseite müsste eine Altersbeschränkung vorgesehen werden (Verkaufsverbot an unter 18-Jährige). Zudem wäre, um einem «Drogentourismus» vorzubeugen, ein Wohnortsnachweis unumgänglich. Für die Selbstversorgung wäre der Anbau einer festzulegenden Zahl von Pflanzen zu gestatten, und die gewerbsmässige Produktion wäre klar zu reglementieren.

— Bei wissenschaftlich nachgewiesener Wirkung sollen sowohl Cannabis wie Cannabinoide als Medikamente zugelassen werden.

— Um der Gefahr falscher Signalsetzungen (Bagatellisierung von Cannabis bei straffreier Erhältlichkeit) vorzubeugen, wären flankierende Massnahmen nötig. In erster Linie müsste vor allem die Prävention verstärkt werden unter Einschluss einer guten Information über die Risiken des Konsums sowie der Sicherstellung ausreichender Beratungsmöglichkeiten für Risiko- und Problemkonsumenten.

— Die Einführung eines solchen Regulierungsmodells wäre mit dem Wortlaut der ersten Uno-Drogenkonvention von 1954 vereinbar, nicht aber mit der Nachfolgekönvention von 1988, die nur unter Vorbehalt ratifiziert bleiben könnte.

Der Cannabisbericht von 1999 wurde durch ein Update ergänzt unter dem Titel «Cannabis 2008». Dieses fasste in knapper und für interessierte Laien verständlicher Form die wissenschaftlichen Erkenntnisse seit 1999 zusammen, so dass darauf gestützt Empfehlungen für die künftige Cannabispolitik formuliert werden können. Neue Erkenntnisse betrafen den angestiegenen Wirkstoffgehalt von Can-

nabisprodukten, die Konsumverbreitung und Konsumfolgen, den Konsumverlauf und Ausstieg aus dem Cannabiskonsum (auch bei Problemkonsum und Abhängigkeit). Neue Daten gibt es zu psychischen Störungen als Risikofaktor für Cannabiskonsum oder als Folge eines solchen. Verkehrsunfälle unter Cannabiseinfluss nahmen zu. Einzelbefunde betreffen Schul- und Lehrstellenabbrüche, ohne statistische Grundlagen. Präventionsarbeit betrifft Arbeit mit Risikogruppen sowie die Erkennung und Förderung von Schutzfaktoren. Therapieoptionen haben an Bedeutung gewonnen und werden vermehrt genutzt.

Gestützt auf diese Vorarbeiten, hat der Bundesrat bereits in seiner Botschaft vom 9. März 2001 dem Parlament die Einführung einer Strafbefreiung des Cannabiskonsums vorge-

In Colorado ist die Zahl tödlicher Verkehrsunfälle innert vier Jahren von 11 auf 21 Prozent angestiegen.

schlagen, die vom Ständerat angenommen und vom Nationalrat 2004 abgelehnt wurde. Dabei überwogen ideologische Positionen im rechtsbürgerlichen Lager (namentlich der SVP, die heute unter dem Schlagwort «Vernunft statt Ideologie» gegen eine zeitgemässe Klimapolitik vom Leder zieht). Die Verfassungsinitiative «Für eine vernünftige Hanfpolitik» kam aus Enttäuschung darüber zustande, wurde aber 2008 in einer Volksabstimmung abgelehnt.

Weitere Vorstösse betreffen eine Änderung des Betäubungsmittelgesetzes (BetmG), nachdem aus rechtlichen Gründen ein Forschungsprojekt der Universität Bern über die Auswirkungen eines zugelassenen Freizeitkonsums abgelehnt wurde. Derzeit wollen eine Reihe von Städten derartige Pilotstudien durchführen, wozu es eine Ergänzung des BetmG braucht (Experimentierartikel BetmG). Der Bundesrat hat sich positiv dazu geäussert. Um in einem Regulierungsmodell Minderjährige nicht ausschliessen zu müssen, wird eine Unterstellung von Cannabis mit einem zu definierenden THC-Gehalt unter das Spirituosen-gesetz vorgeschlagen. Und das Rauchen von niedrigpotenten Cannabisblüten soll im Tabakgesetz reguliert werden.

Mehr Kapitalverbrechen

Wäre eine Legalisierung ohne Risiko? Das jüngste Beispiel einer möglichst risikoarmen Variante liefert Kanada, dessen Parlament im Oktober 2018 die Legalisierung beschloss, aber mit einer Reihe von Einschränkungen, um negativen Auswirkungen einer legalen Erhältlichkeit vorzubeugen. Solche Auswirkungen sind vor allem aus dem US-Bundesstaat Colorado bekannt, wo seit 2012 Cannabis frei produziert und gehandelt werden darf. Der im

Oktober 2018 veröffentlichte Bericht «Impacts of Marijuana Legalization in Colorado» des Department of Public Safety gibt detailliert Auskunft. Demnach ist

— die Zahl der gerichtlichen Verurteilungen von Kapitalverbrechen und von organisiertem Verbrechen deutlich angestiegen;

— die Zahl tödlicher Verkehrsunfälle unter Cannabiseinfluss innert vier Jahren von 11 auf 21 Prozent aller tödlichen Verkehrsunfälle angestiegen;

— die Zahl konfiszierter Postpakete mit Cannabis massiv angestiegen;

— die Zahl der Vergiftungsfälle sowie Hospitalisierungen wegen Cannabis angestiegen, dann hoch geblieben;

— die Zahl der Schulabschlüsse gestiegen, jene der Schulabbrüche gesunken, aber Cannabis ist mit 22 Prozent der häufigste Grund für disziplinarischen Schulausschluss;

— die Zahl Cannabis rauchender Schüler unverändert geblieben.

Der Bericht wird als vorläufig bezeichnet. Er erlaube keine definitiven Schlussfolgerungen und er wird von der expandierenden Cannabis-Industrie wegen seiner Zurückhaltung sogar als ermutigend gewertet.

Einschränkende Regulierungen sind mehrheitlich ein Teil der Cannabislegalisierung. Dazu ist anzumerken, dass solche Regulierungen auch wieder parlamentarisch geändert oder widerrufen werden können, wenn eine auf Gewinnsteigerung ausgerichtete Lobby dafür wirbt, wie im Fall der Alkohol- und Tabaklobby. Ein experimentell eingeführter tolerierter und kontrollierter Markt, dessen Rahmenbedingungen je nach Ergebnissen geändert werden können, bietet da entscheidende Vorteile gegenüber einer Legalisierung, die kaum mehr rückgängig zu machen wäre.

Was sind die Schlussfolgerungen für die Schweiz? Das seit Jahren entwickelte Regulierungsmodell entspricht am besten der Problemlage, hat die geringsten Risiken und stünde in der Tradition der 1991 eingeführten Drogenpolitik, deren Auswirkungen sich im Bereich der damals bedrohlichen Heroinepidemie nachhaltig bewährt haben. Eine formelle Legalisierung von Cannabis ist hingegen nicht zu befürworten.



Ambros Uchtenhagen, geboren 1928, ist emeritierter Professor für Sozialpsychiatrie und ehemaliger Co-Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich (Burghölzli). Nationale und internationale Bekanntheit erlangte er in den 1970er Jahren durch seine Beiträge zur Psychiatriereform und später in den 1980er und 1990er Jahren, als er für eine neue Drogenpolitik einstand und Schwersüchtige in heroigestützten Behandlungen begleitete. Uchtenhagen ist Berater der Weltgesundheitsorganisation und präsidierte bis 2018 das Schweizer Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung an der Universität Zürich.

Spezielles, freiheitsliebendes Völklein

Seine Vorfahren kamen als italienische Bauarbeiter in die Schweiz. In seiner Festrede zum 1. August in Gersau erklärte der 99-jährige Othmar Thaddey, was seine Heimat stark und glücklich macht.

Von Peter Keller



Ein bisschen Guisan-Geist: Festredner Thaddey mit Gemeindeweibel bei der Bundesfeier.

Seine hellblauen Augen blinzeln zufrieden in die Sonne, die Bratwurst vor ihm ist längst kalt geworden, während sich ihm bereits die nächste Hand entgegenstreckt. «Herr Thaddey, herzliche Gratulation und vielen Dank für die Rede. Das hat Freude gemacht.» – «Isch wahr?», tönt es leicht ungläubig zurück.

Othmar Thaddey sitzt wieder unter den Leuten. Über ihm hängen rote Lampions mit Schweizerkreuz in der trägen Sommerluft, die Trachtengruppe verkauft Kaffee und selbstgebackene Kuchen. Es ist eine Bundesfeier, als hätten General Guisan, der Herrgott und Beatrice Egli gemeinsam Regie geführt. Eine gute Mischung aus Widerstandskraft, Besinnlichkeit und fröhlicher Unbeschwertheit – so wie der Festredner selbst.

Vor einer Stunde hatte Thaddey seine «werten Mitbürgerinnen und Mitbürger» in Gersau begrüsst. «Wir sind doch alle mit Stolz

und Respekt erfüllt, diesen grossen Geburtstag der Schweiz immer wieder feiern zu können.» Er selber wird Ende des Monats 99 Jahre alt, weshalb er es auch immer wieder abgelehnt hatte, die 1.-August-Rede zu halten. «Sonst denken die Leute noch, ich alter Löli möchte mich profilieren.» Dann ruft er seiner Frau Bea (92) zu, sie solle sich in den Schatten setzen, er brauche sie noch. Sie lacht wie ein erpapttes Mädchen.

Kein Telefon, keine Waschmaschine

Othmar Thaddey kommt 1920 als jüngstes von neun Geschwistern in Gersau auf die Welt. Kein Auto, kein Telefon, keine Waschmaschine. In Antwerpen finden erstmals seit dem Krieg wieder Olympische Wettkämpfe statt. Der Basler Fritz Hünenberger, sein Name ist wie eine Ansage, gewinnt für die Schweiz Silber im Gewichtheben. «Endlich Frieden», atmen die

Menschen auf, während im Hofbräuhaus zu München die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei gegründet wird. Punkt eins ihres Programms: «Wir fordern den Zusammenschluss aller Deutschen auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker zu einem Gross-Deutschland.»

Die Weltgeschichte wird dann auch den jungen Thaddey herbeizitiert. Statt eine Berufslehre machen zu können, muss er für mehrere Jahre in den Militärdienst. Im Juli 1940 ruft General Guisan seine Offiziere zum Rapport aufs Rütli und gibt einen «Wachbefehl» aus: «Ich habe Wert darauf gelegt, Sie hier an dieser historischen Stätte, die das Symbol unserer Unabhängigkeit ist, zu versammeln, [...] und mit Ihnen von Soldat zu Soldat zu sprechen. Wir stehen an einem Wendepunkt der Geschichte. Es geht um die Erhaltung der Schweiz.»

Ein bisschen Guisan-Geist wirkt immer noch in Othmar Thaddey, als er zur Tribüne schreitet, nur mit einem Gehstock in der Hand, und gleich aus Schillers «Wilhelm Tell» zitiert: «Wir wollen sein ein einig Volk [...]. Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.» Er wiederholt: «Jawohl, und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!» Mit dieser «mutigen und gläubigen Kraft» seien die vorangegangenen Generationen durch alle gefährlichen Herausforderungen hindurch begleitet worden, und darum könnten wir heute noch «die erstrebenswerte Selbstverantwortung» leben. So wie er es als Familienvater und Unternehmer ein Leben lang getan hat.

Wenn Thaddey von der «bewährten Volkscharakteristik» spricht, dann meint er den gleichen «Nationalcharakter der Schweizer», wie ihn Gottfried Keller beschrieben hat, ein Selbstverständnis, das nicht mit der Abstammung, gemeinsamen Ahnen und deren Heldentaten zu tun hat. Es ist, als ob der Zürcher Dichter dabei prophetisch an die Thaddey gedacht hätte, die sich noch Taddei nannten, als sie im 19. Jahrhundert aus dem Süden kamen.

Der Grossvater hatte am Gotthard-Bahntunnel mitgebaut und dann nach Gersau eingehiratet, eine kleine Sägerei am See betrieben. Man habe ihnen früher schon ab und zu «Tschinggeli» nachgerufen, erinnert sich der 99-Jährige. Aber das habe sich schnell gelegt. Ganz so, wie Gottfried Keller es formulierte: «Wenn ein Ausländer die schweizerische Staatseinrichtung liebt, wenn er sich glücklich

cher fühlt bei uns als in einem monarchischen Staate, wenn er in unsere Sitten und Gebräuche freudig eingeht und überhaupt sich einbürgert, so ist er ein so guter Schweizer als einer, dessen Väter schon bei Sempach gekämpft haben.»

«Das Notwendige populär machen»

Othmar Thaddey schiebt ein Scheibchen kalte Bratwurst in den Mund. Die Leute hätten sich daran gewöhnt, dass er sage, was er denke, auch seine Freunde vom Lions Club. Lacht und schimpft ein bisschen über das linke Fernsehen und den Bundesrat, der zu wenig Rückgrat habe. Von 1952 bis 1960 war er für die CVP im Bezirksrat, «für vierzig Franken Honorar im Jahr». Nicht nur die Entschädigung hat sich seither verändert, politisch schlägt sein Herz heute für eine andere Partei. Dass die SVP zur stärksten Kraft im Land geworden sei, habe nur damit zu tun, dass die Konservativen ihren Charakter und die Moral verloren hätten. Dazu zeichnet seine Hand die Bewegung eines schwimmenden Fisches in die Luft.

«Die Aufgabe der Politik ist es nicht, das Populäre für notwendig zu erklären, sondern das Notwendige populär zu machen.» Der Gemeindeweibel hält geduldig Othmar Thaddeys Mikrofon. «Nicht allein der in den Gesetzen institutionalisierte Umverteilungs- und Subventionsrhythmus macht das Land stark

und glücklich, sondern die freiwillige, helfende und schenkende Kraft so vieler Mitmenschen.» Und für ihn ist klar, dass die christliche Kultur dieses Fundament bildet. Es sei halt schwer, «in unserer noch nie dagewesenen, berausenden Lebensqualität von der notwendigen Selbstverantwortung zu sprechen».

Applaus.

«Wenn wir auch in Zukunft unsere politischen und moralischen Werte kraftvoll leben, dürfen wir auch künftig mit Stolz und echter Freude unseren Geburtstag feiern.» Sagt es, nimmt den Stock und geht von der Bühne zurück an seinen Platz. Um ihn herum wuseln seine Töchter, die Enkel verabschieden sich artig, die Leute vom Dorfplädeli gehen durch die Tischreihen und schauen, dass die älteren Herrschaften genug zum Trinken haben.

«Unikum» Gersau

Ein «Unikum in der Schweizer Geschichte» nennt der Historiker und Genossenbürger von Gersau, Albert Müller, seine Heimat. Der ehemalige Stadtschreiber von Zug ist schnell zum Auto geeilt und hat seine gleichnamige Schrift geholt. Bis 1817 war die «altfrye Republik»



«Altfrye Republik» Gersau.

Gersau, der «kleinste Freistaat der Welt», lange Zeit nur über den Vierwaldstättersee oder den Gätterlipass von Lauerz her erreichbar. Die Altvordere hatten sich 1390 von den habsburgischen Vogteirechten losgekauft und sich in einem eigenen Bündnis als «zugewandter Ort» der Eidgenossenschaft angeschlossen. Von nun an waren die Gersauer ihre eigenen Herren mit eigener Gerichtsbarkeit und Steuerhoheit. Die höchste

Gewalt lag bei der Landsgemeinde, jeder Dorf- und Kirchengenosse ab vierzehntem Altersjahr wurde zur Teilnahme verpflichtet. Wer nicht erschien, musste eine Busse von fünf Schilling – rund hundert Franken – zahlen.

Sie seien ein spezielles, freiheitsliebendes Völklein geblieben, sagt Othmar Thaddey, der auf seine Art auch ein «Unikum» ist. «Wir leben immer wieder in der politischen Verführung, wie jetzt mit der Klima-Diskussion.» Aber die Schweiz dürfe deswegen die Erfolgsfaktoren ihres Wohlstandes nicht über Bord werfen. Es kommt die nächste Gratulant. Thaddeys hellblaue Augen richten sich auf sein Gegenüber. «Die Leute sind hungrig nach Ehrlichkeit.» ○



© UBS 2019. Alle Rechte vorbehalten.

Weitsprung nicht gewonnen. Dafür Selbstvertrauen.

Hier startet Grosses.

ubs.com/kidscup



Welt am Abgrund

Das neue Buch des Zürcher Wirtschaftshistorikers Tobias Straumann wird in der Fachwelt bereits als möglicher Klassiker gehandelt. Es erklärt die deutsche Finanzkrise von 1931, liest sich wie ein historischer Roman und bereichert die Debatten der Gegenwart. *Von Erik Ebneter*

Dass Tobias Straumann eine unbekanntere Geschichte erzählt, lässt sich nicht behaupten. Sein neues Buch behandelt die Finanzkrise von 1931, die Deutschland in der Rezession traf und in die Depression führte. Der Klappentext verrät es: «Der finanzielle Zusammenbruch Deutschlands im Sommer 1931 war eine der grössten wirtschaftlichen Katastrophen der Neuzeit.» Eineinhalb Jahre später übernahm Adolf Hitler die Macht im Land und verwandelte die Weimarer Republik in einen diktatorischen Führerstaat. Man kann sich ausmalen, wie viel Literatur es darüber gibt. Nun also präsentiert mit Straumann ein Wirtschaftshistoriker aus der Schweiz seine Sicht der Dinge: «1931 – Debt, Crisis, and the Rise of Hitler», erschienen bei Oxford University Press. Ernstgemeinte Frage: Braucht es ein weiteres Buch über den Aufstieg der Nazis? Ist dazu nicht alles gesagt, nur nicht von allen?

An der Zürichbergstrasse, im Institut für Volkswirtschaftslehre, empfängt Straumann in seinem Büro zum Gespräch. Ein Büchergestell, ein Stehpult, ein kleiner Tisch und ein Rudergerät möblieren den Raum, der damit schon gut ausgefüllt ist. Straumann ist ein unpräziser Mann. Nachdem er sich einen Kaffee in der Institutsküche geholt hat, erklärt er, es sei nicht völlig neu, was er in «1931» schreibe. «Ich sage nicht, das Buch sei originell.» Seine Leistung bestehe darin, Politik- und Wirtschaftsgeschichte miteinander zu verweben, eine Synthese zu erarbeiten, wie es sie bislang nicht gegeben hat. «Die Finanzkrise von 1931 bildet in der Politikgeschichte meist nur ein Hintergrundrauschen», sagt Straumann. «Aber sie war eben nicht einfach eine weitere Etappe, eine Stromschnelle im Fluss, die Deutschland schneller dem Abgrund zutrieb. Sie war eine Zäsur, ein Wasserfall.»

«Von fast biblischem Ausmass»

Sein Buch gliedert sich in drei Teile – «Zuversicht», «Unentschlossenheit», «Verzweiflung» – und umfasst die Zeitspanne von Januar 1930 bis Juli 1931. Es beginnt mit dem Young-Plan, der die Weltkriegsreparationen des Deutschen Reiches auf Basis des Versailler Vertrags neu regelte, und endet mit dem Kollaps des deutschen Finanzsystems. Die Sparer kamen nicht mehr an ihre Guthaben, die Zentralbank

musste den Goldstandard aufgeben, und die Regierung konnte ihre Schulden nicht länger bedienen. Nachdem die Politik immer versichert hatte, sie habe alles im Griff, war der Vertrauensverlust nun komplett. «Es ist eine Geschichte von fast biblischem Ausmass, die zeigt, wie schnell eine Situation, die auf den ersten Blick beherrschbar erscheint, ausser Kontrolle geraten kann», schreibt Straumann im Vorwort. Das Buch-Cover zeigt eine Menschenmenge, die im Juli 1931 vor einer geschlossenen Bank steht. Im Hintergrund, über den Köpfen der Leute, erhebt sich Hitler und blickt finster entschlossen in die Ferne.



Autor Straumann.

Hitler war der grosse Gewinner der Krise. Seine Partei, die NSDAP, konnte ihren Wähleranteil in der Reichstagswahl ein Jahr später auf 37,4 Prozent verdoppeln. «Wer sich mit dieser Zeit beschäftigt, muss sich fragen: Warum stieg dieser Mann auf?», sagt Straumann. Er erzählt, wie die Nazis, bevor sie an die Macht kamen, ihre Politik nach Umfragen ausrichteten. Als sie merkten, dass blanker Antisemitismus die Massen nicht mobilisierte, kritisierten sie vor allem den Young-Plan. Das ist so weit bekannt, wie Straumann einräumt, trotzdem sei es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen: «Hitler war die Alternative. Er hat im wichtigsten Punkt leider recht bekommen: dass Deutschland mit dem Young-Plan immer tiefer in die Wirtschaftskrise schlitterte. Und wenn man diese politikgeschichtliche Erkenntnis mit wirtschaftsgeschichtlichen koppelt, versteht man, wie gefährlich die Schuldenfalle war.»

Tatsächlich geht es in «1931» vor allem um «Debt», also um das erste Schlagwort des Untertitels, mag auch das Cover die Aufmerksamkeit auf «Crisis» und «Rise of Hitler» lenken. Straumann zeigt, wie die Gläubiger, vor allem die USA, Grossbritannien und Frankreich, das deutsche Schuldenproblem lange vernachlässigten und dann, als sie merkten, dass sie handeln mussten, aus innenpolitischen Zwängen keinen Ausweg aus der Krise fanden. Ein Wort, das Straumann im Gespräch mehrmals braucht, ist «Pfadabhängigkeit». Es bedeutet, dass gewisse Entscheidungen kaum mehr rückgängig zu machen sind. Die damaligen Politiker, die bis heute oft als Sündenböcke herhalten müssen, nimmt er trotzdem eher in

Schutz: «Sie waren gefangen in einem dysfunktionalen System und hatten weniger Spielraum, als man gemeinhin glaubt.» Heinrich Brüning, den vielgescholtenen deutschen Kanzler der Krisenzeit, bezeichnet er als «gewissenhaft» und «ökonomisch informiert». Er habe zwar Fehler gemacht, «war aber eher eine tragische Figur als ein vorsätzlicher Totengräber der Weimarer Republik».

Kassandra und Sisyphus

«1931» lebt auch von den Porträtskizzen, die Straumann geschickt zwischen eher technische Passagen legt. Er widmet sich dabei nicht nur berühmten Staatsmännern, sondern auch Akteuren und Beobachtern, die weniger bekannt sind, aber die Krisenzeit ebenso symbolisch verkörpern. Dazu zählt Felix Somary, der «Rabe von Zürich», ein Bankier und Analyst, der früh schon vor dem aufziehenden Sturm warnte und in diesem Stück die Rolle der Kassandra spielt. Als Sisyphus tritt Hans Schäfer auf, der als Staatssekretär im deutschen Finanzministerium «heroisch, aber letztlich erfolglos» versuchte, die Katastrophe abzuwenden und seine grossen Pläne nur im Tagebuch entfalten konnte. All das, ökonomische Analysen, menschliche Dramen, behandelt Straumann auf wenig mehr als 200 Seiten, was sein Buch dicht und leicht zugleich macht. «Ich wollte ein *trade book* schreiben, kein akademisches», sagt er. «Ich habe genügend Bücher geschrieben, die fast niemand liest.»

Über zu wenig Aufmerksamkeit kann er sich dieser Tage nicht beklagen. Anfang Juli stand in der *Financial Times*: «Wenn John Kenneth Galbraith mit seinem klassischen Bericht von 1955 den Absturz von 1929 für immer ins historische Bewusstsein riss, hat Straumann uns die Erzählung von 1931 gegeben, die jeder Entscheidungsträger in Europa lesen sollte. Man kann nur bedauern, dass diese Geschichte nicht schon vor zehn Jahren verfügbar war» – also vor der Euro-Krise, die 2010 ausbrach. Der Autor dieser Zeilen ist Adam Tooze. Er lehrt Wirtschaftsgeschichte an der Columbia University in New York und gilt als Koryphäe seines Fachs. Welches Gewicht seinem Urteil zukommt, zeigt ein Beispiel von 2005: Tooze kritisierte damals «Hitlers Volksstaat» von Götz Aly und löste damit in Deutschland eine heftige Fachdebatte aus, wie sie nur alle paar Jahre einmal vorkommt.

Über «1931» äussert Tooze sich fast uneingeschränkt positiv. So vergleicht er das Buch



Der Vertrauensverlust war komplett: Ansturm auf eine Bank in Berlin, 1931.

nicht nur mit «The Great Crash 1929», dem Klassiker von John Kenneth Galbraith, sondern denkt öffentlich darüber nach, wie es sich bekannter machen liesse, vor allem in Deutschland: «Vielleicht könnte ein weitsichtiger italienischer Wohltäter überredet werden, eine Übersetzung zu sponsern. Es wäre gut angelegtes Geld.» Warum? Die Deutschen sind heute nicht mehr Bittsteller, sondern bestimmen mit ihrer Euro-Politik massgeblich über Wohl und Wehe ganzer Volkswirtschaften. Eine künftige Krise abzuwenden, wird auch ihre Aufgabe sein. «Es ist», schildert Tooze seinen Lektüreindruck, «als würde man eine Wiederholung der Griechenlandkrise erleben oder eine Antizipation der grossen italienischen Schuldenkrise, die sich möglicherweise noch einstellen wird, aber dieses Mal endet die Geschichte wirklich mit der Machtübernahme von Adolf Hitler.» Es seien ihm, bekennt er, Schauer über den Rücken gelaufen, als er das Buch gelesen habe.

Tooze ist nicht der einzige Historiker von Weltruf, der sich von Straumanns Arbeit begeistert zeigt. Harold James, der Wirtschaftsgeschichte in Princeton lehrt, bezeichnet «1931» als «atemberaubende, rasante und tiefgründig recherchierte Erzählung, die die Verbindung zwischen finanzieller Panik und politischem

Zusammenbruch in dem ikonischsten von allen Fällen genau umreiss: der Zerstörung der Demokratie in Weimar». Straumann verhehlt seine Freude über all das Lob nicht: «Ich arbeitete jahrelang an dem Buch, und solche Kritiken zeigen einem, dass man seine Zeit nicht vergeudet hat.» Zurzeit kontrolliert er die deutsche Übersetzung, die nächstes Jahr erscheinen soll. Und es reizt ihn, den Stoff nochmals zu überarbeiten: «Die fiebrigen Verhandlungen, als die Krise sich zuspitzte, sind für die Theaterbühne wie gemacht.»

Herumdoktern am Euro

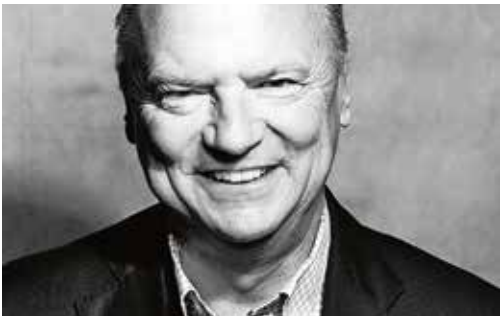
Dass er mit «1931» einen Saal füllen kann, bewies Straumann im Mai, als er in der Aula der Universität Zürich sprach. Das Publikum, das in der Schweiz meist nicht übertrieben fragefreudig ist, wollte ihn danach kaum mehr gehen lassen. Es sind nicht zuletzt die Parallelen zur Gegenwart, die sein Buch für eine breite Leserschaft interessant machen. Tooze schreibt: «Straumann lässt uns keinen Zweifel. Dies war eine Krise der demokratischen Politik.» Straumann sagt: «Die Politiker wussten, dass der Versailler Vertrag für Deutschland nicht tragbar war – aber sie begnügten sich damit, ihn schrittweise zu revidieren.» Er vergleicht die damalige Situation

mit den Euro-Turbulenzen von heute: «Die Währungsunion wurde von Anfang an falsch aufgezogen, und jetzt wird nur daran herumgedoktert statt richtig reformiert. Die Pfadabhängigkeiten sind einfach zu stark.»

Sein ganzes Buch ist eine einzige Warnung, die er im Gespräch in einem Satz umreiss: «Finanzkrisen haben ein enormes Tempo, und die diplomatischen Verfahren sind immer regelbasiert und damit schwerfällig.» Man solle, sagt Straumann, mehr auf die Bedingungen, weniger auf die Akteure der Politik achten. «Ein System, das nur funktioniert, wenn die Politiker genial sind, ist zum Scheitern verurteilt.» Was in einem solchen Fall passieren kann, zeigt er mit seiner Erzählung über die deutsche Finanzkrise exemplarisch. «1931» trägt dazu bei, ein wichtiges Jahr im kollektiven Bewusstsein zu verankern, liest sich wie ein historischer Roman und bereichert die Debatten der Gegenwart. Braucht es dieses Buch? Richtig, die Frage hat sich inzwischen erübrigt.



Tobias Straumann: 1931 – Debt, Crisis, and the Rise of Hitler. Oxford University Press. 272 S., Fr. 26.90



Politik

Weniger Auswahl, höhere Preise

Die meisten in der Schweiz verkauften Automarken werden nicht in der Lage sein, die irrwitzigen CO₂-Vorschriften von 95 g/km einzuhalten. Ab 1. Januar 2020 gibt's Bussen in der Grössenordnung von über 700 Millionen Franken pro Jahr.
Von Peter Marti

Die Frage ist die übliche: Wer soll das bezahlen? Der Bund hat sich auf die Autoimporteure festgelegt. Doch diese sind – auch aufgrund der sehr knappen Margenstruktur in der Schweiz – dazu schlicht nicht in der Lage. Sie werden die Bussen auf die Endverkaufspreise von Fahrzeugen umlegen müssen. Das Resultat ist eine Erhöhung der Neuwagenpreise von bis zu 15 Prozent.

Am 1. Dezember 2017 hat der Bundesrat die Botschaft zur Totalrevision des CO₂-Gesetzes 2021–2030 sowie diejenige zur Genehmigung des Abkommens zwischen der Schweiz und der Europäischen Union über die Verknüpfung der Emissionshandelssysteme (EHS) verabschiedet. Im Verkehr sollen die Emissionen durch eine Erhöhung des Anteils an erneuerbaren Treibstoffen sinken. Parallel dazu ist geplant, die CO₂-Emissionsvorschriften für neue Fahrzeuge im Einklang mit jenen der EU schrittweise weiter zu verschärfen. Der Anteil an Emissionen aus Treibstoffen, der von den Treibstoffimporteuren kompensiert werden muss, kann bis auf 90 Prozent erhöht werden, wobei mindestens 15 Prozent der CO₂-Emissionen aus dem Verkehr in der Schweiz zu kompensieren sind. Angerechnet wird dabei auch der Einsatz erneuerbarer Treibstoffe. Zum Beispiel kann der Range Rover Velar gegen den Hybrid-Pionier des gleichen Importeurs, den Toyota Prius, aufgerechnet werden.

Das ist aber kaum umsetzbar, denn die Hersteller in Japan, Indien, China oder Deutschland interessiert das Schweizer Gegenrechnungsprinzip nicht. Das Ganze geht zu Lasten der Autoimporteure, die für Service, Garantien, günstige Leasing-Bedingungen und so weiter geradestehen müssen. Die Tausenden von Garagen, die diese Leistung erbringen, verdienen kaum noch Geld mit Neuwagenverkäufen. Sie überleben, wenn überhaupt, dank Werkstattumsätzen und Gebrauchtwagenhandel.

Ahnungsloses Parlament

Den Importeuren bleibt nichts anderes übrig, als die von der EU diktierten und vom Schweizer Volk gewünschten Zielsetzungen zu erfüllen. Leidtragende sind die Konsumenten, einerseits wegen der deutlich höheren Neuwagenpreise, andererseits aber auch wegen

einer Reduktion der Modellpaletten. Beispiel Subaru: Da wird der Kultrenner WRX STI nicht mehr angeboten; andere Modelle gibt es nur noch in schwächeren, grenzwertkompatiblen Motorisierungen. Die nationalen Grossimporteure Emil-Frey-Gruppe und Amag Schweiz versuchen, das Bedürfnis ihrer Kundschaft nach grossen Sport Utility Vehicles (SUVs) zu stillen. Das können sie aber nur, solange die Hersteller überhaupt noch solche Fahrzeuge nach Europa ausliefern. Was wieder



Automobilkrise dank EU-Turbos.

rum nur dann geschieht, wenn die Nachfrage den Aufwand rechtfertigt. Klar, dass um Tausende von Franken höhere Preise da nicht besonders hilfreich sind.

Die Automobilimporteure sollten die Preise unbedingt so kommunizieren, dass ihre Kunden auf einen Blick erkennen, was die EU-Richtlinien für sie bedeuten. Der Listenpreis eines Porsche Cayenne beträgt beispielsweise 101 200 Franken, die CO₂-Busse des Bundes 10 000 Franken. Der Autokäufer zahlt also 112 000 Franken.

Der Konsument will sich – zu Recht – frei fühlen, dasjenige Fahrzeug zu fahren, das seinen Bedürfnissen und Wünschen entspricht.

Die CO₂-Abgaben soll aber er tragen, nicht der Autoimporteur. Da ist es nichts als korrekt, dass man ihm mitteilt, welche unsinnige Bussenregelung für den happigen Aufpreis verantwortlich ist. Bundesrat und Parlament waren unter der Federführung von Doris Leuthard völlig ahnungslos, was ihre Beschlussvorlagen für die Automobilindustrie und ihre Hauptakteure in der Schweiz bedeuten. Das ist typisch für ein Gremium, das Entscheidungen fällt, ohne über ausreichende Sachkenntnisse zu verfügen. Fakt ist: Es dauert ziemlich genau sieben Jahre, bis ein neues Automodell oder ein neuer Motor entwickelt und produziert ist. Auf Druck der EU gab das Parlament der Automobilindustrie genau zweieinhalb Jahre Zeit für die Umsetzung. Ein Ding der Unmöglichkeit. Den Beschluss von 2017 hätte man frühestens auf 2024 terminieren dürfen.

Schwacher Trost

Die Schweiz steht mit diesem Problem nicht alleine da. Die deutschen Hersteller wanken bedenklich. BMW und Mercedes haben bereits entsprechende Massnahmen angekündigt. In Grossbritannien entlässt Ford 12 000 Mitarbeitende und schliesst sechs Werke.

Europa steckt in einer veritablen Automobilkrise, die EU-Turbos in Brüssel und anderswo verursacht haben. Betroffen sind nicht zuletzt einige wichtige Schweizer Zulieferer. Beispielsweise die EMS Chemie, die bereits eine Gewinnwarnung publiziert hat, nachdem von Januar bis Juni dieses Jahres der Umsatz um 3,5 Prozent auf 1,16 Milliarden Franken gesunken war, ein Ergebnis, das sogar deutlich unter den Erwartungen der Analysten lag. Das Geschäft mit den Autobauern macht rund 60 Prozent des Umsatzes der EMS Chemie aus.

Noch ist es nicht zu spät, und der Bundesrat hätte alle Möglichkeiten, den Zeitplan zu verschieben. Aber er stellt sich – Stand heute – taub. Auch auf meine diesbezügliche Anfrage habe ich noch keine Antwort bekommen. Vermutlich ist ihm das Dossier vor den Wahlen zu heiss.

Peter Marti ist Mitinhaber der Marti Communications AG und Autowerber.

Bitcoins zweiter Frühling

In den letzten Monaten ist der Preis von 4000 auf rund 10 000 Franken gestiegen. Bart Stephens aus San Francisco, einer der ersten und potentesten Investoren in die Kryptowährung, analysiert den überraschenden Kurs-Wirbelwind im Gespräch mit der Weltwoche. Von Florian Schwab

Als Bart Stephens mit seiner Investmentfirma, Blockchain Capital, anfang, konnte man einen Bitcoin für hundert Dollar kaufen. Das war vor sieben Jahren. Am 17. Dezember 2017 erreichte die neuartige Internetwährung das Allzeithoch von 20 089 Dollar. Dann kam der Crash: Panikverkäufe und ein «Ich habe es ja schon immer gesagt» aus der traditionellen Bankenwelt. Seither wurde der Bitcoin grösstenteils zwischen 3000 und 4000 US-Dollar gehandelt.

Bis im April, als plötzlich ein erneuter, anhaltender Aufstieg einsetzte, welcher den Bitcoin und seine finanziellen sowie politischen Möglichkeiten wiederum zum Gesprächsstoff machte.

Präsident Donald Trump, als Immobilienentwickler ein «Ziegel-und-Mörtel-Mann», wie man in den USA sagt, bleibt skeptisch. Auf Twitter holte er kürzlich gegen die Cyberwährung aus. Er sei «kein Fan von Bitcoin und anderen Kryptowährungen». Und der Chef der amerikanischen Notenbank, Jerome Powell, warnte, er habe «ernste Bedenken» gegen die von Facebook geplante neue Kryptowährung Libra.

Das Konzert der Kritiker beeindruckt Stephens nicht. Sein ganzes Unternehmen hat er auf der Annahme errichtet, dass Kryptowährungen und Blockchain ein wichtiger Bestandteil der technologischen Zukunft werden. Seit der Gründung 2013 spezialisiert sich seine Risikokapital-Boutique in San Francisco auf Blockchain-Start-ups. Über die Jahre hat er ein bedeutsames Portfolio von Investitionen in – Stand heute – 81 Krypto-Unternehmen aufgebaut. Darin enthalten sind unter anderem Coinbase, die bedeutendste Börse für Kryptowährungen, und Xapo, die weltweit führende Verwahrstelle von Bitcoin mit grösseren Aktivitäten in der Schweiz. Der gegenwärtige Marktwert der Beteiligungen von Blockchain Capital, Stephens Firma, wird auf weit über 500 Millionen Dollar geschätzt.

Wie erklärt Bart Stephens das jüngste Kursfeuerwerk? Seines Erachtens liegt der wichtigste Grund dafür in einem «Konsens, dass Kryptowährungen nicht mehr verschwinden werden». Man könne die Erfindung nicht mehr rückgängig machen. Die Facebook-Ankündigung einer eigenen solchen Internetwährung sei ein wichtiges «begräufigendes Ereignis» gewesen. Damit rückten Kryptowährungen in die Reichweite der 2,8 Milliarden Facebook-Nutzer, also fast der halben Weltbevölkerung. Zum Vergleich: Heute wird



«Eine Art Gold 2.0»: Investor Stephens.

Bitcoin-Kursverlauf

November 2015 bis heute, in Franken



QUELLE: GOOGLE FINANCE

Erneuter Aufstieg.

der Nutzerkreis von Bitcoin und Co. auf etwa 70 Millionen Menschen geschätzt.

Ebenfalls zur Stärkung der Glaubwürdigkeit trage bei, dass der Kreditkartengigant Visa kürzlich angekündigt hat, sich an der Seite von Stephens' Blockchain Capital an einem 40-Millionen-Dollar-Investment in das Unternehmen Anchorage zu beteiligen, einen neuartigen Anbieter für die Verwahrung von Kryptowährungen für grosse institutionelle Investoren. «Grosse Unternehmen nehmen diese Technologie mittlerweile richtig ernst», erklärt Stephens. In der Folge trage auch «normale Marktpsychologie» zur Preisbildung bei. Wenn die Perspektiven rosig aussehen, dann haben viele Leute Angst, etwas zu verpassen. Sie steigen ein in der Hoffnung, einen Profit realisieren zu können.

Das derzeitige weltwirtschaftliche Umfeld unterfüttere das Bitcoin-Comeback zusätzlich. Stephens und sein Team beobachten, dass die Unsicherheiten, die vom Handelskrieg mit China ausgehen, sowie die am Horizont aufschei-

nenden Zinssenkungen der Europäischen Zentralbank (EZB) und der Fed die Nachfrage nach Alternativen ankurbeln. «Traditionell hat jede grosse Ausweitung der Geldmenge zu Inflation geführt», sagt Stephens und weist darauf hin, dass die führenden Zentralbanken seit der Finanzkrise Papiergeld im Wert von rund dreizehn Trillionen US-Dollar aus dem Nichts erschaffen hätten. Aus dem gleichen Grund, aus dem manche Investoren Gold kaufen, um ihr Vermögen abzusichern, tun dies auch viele Bitcoin-Käufer. «Für mich ist Bitcoin eine Art Gold 2.0.» Während Gold aber eher ein älteres, konservatives Publikum anziehe, sei es bei Bitcoin eher die Millennial-Generation.

«Libertärer Touch»

Stephens, dessen Firma ihren Sitz in einem schmucken Stadthaus in einem der besten Quartiere San Franciscos hat, beobachtet einen massiven Zufluss von Talenten der besten Tech-Universitäten. Der «libertäre Touch» der Kryptowährungen übe Anziehungskraft auf viele junge Hightech-Köpfe aus. Viele von ihnen «misstrauen den Regierungen, den Banken und den grossen Internetfirmen». Die Blockchain-Technologie mache solche zentralen Akteure im Finanzbereich überflüssig. Man vertraut stattdessen auf ein dezentrales System. Dieses funktioniere so gut, dass «es erstmals eine ernsthafte Konkurrenz zu den staatlichen Notenbanken gibt».

Letztes Jahr startete die amerikanische Finanzmarktaufsicht SEC eine regelrechte Offensive gegen manche Formen von Krypto-Investitionen. Mittlerweile meint Stephens aber festzustellen, dass die Regulierungsbehörden «zu verstehen beginnen, dass das ein globaler Markt ist», bei dem ein zu enges Korsett die Firmen an andere Standorte wie die Schweiz, Singapur und London vertreibt. Laut Stephens «sind die US-Regulatoren von Seiten der Wirtschaft enorm unter Druck geraten». Er sieht eine Tendenz zur Besserung. Mit ungebrochenem Optimismus will der Bitcoin-Enthusiast dieses Jahr seinen fünften Fonds aufsetzen. Zielgrösse sind rekordhohe 250 Millionen Dollar.

Zur Kritik von Trump an Bitcoin sagt Stephens: «Es ist bemerkenswert, dass sowohl der Fed-Chairman Jerome Powell als auch Präsident Trump eine Notwendigkeit verspüren, diese neue Technologie zu thematisieren.» Das zeige, dass sie «auf der globalen Bühne angelangt ist und dass die etablierten Mächte fürchten, was sie nicht verstehen». ○

Frau Merkel, warum gehen Sie da hin?

Bayreuth, wo die Wagner-Festspiele stattfinden, war der «Kraftort» Adolf Hitlers. Das hindert die deutsche Kanzlerin nicht daran, seit zwanzig Jahren in derselben «Königsloge», in der Hitler seinem «Meister» huldigte, den Platz des «Führers» warm zu halten. *Von David Klein*



Gespentische Parallelen: Bundeskanzlerin Merkel, bayerischer Ministerpräsident Söder (l.), an der Eröffnung der Bayreuther Festspiele, Juli 2019.

Oops, she did it again. Pfarrerstochter Angela Merkel, die Kanzlerin des Landes, dem die «Endlösung der Judenfrage» beinahe gelang, pilgerte am 25. Juli einmal mehr auf den braunen Hügel zu Bayreuth, um dem Wagner-Clan die Aufwartung zu machen. Einer Familie, die den Sieg der Weimarer Republik von 1918 verachtete, den Versailler Vertrag als «Schandfrieden» bezeichnete und deren Patriarch, der Komponist Richard Wagner, der unumstrittene Vorreiter des deutschnationalen Judenhasses und das prägendste Vorbild Adolf Hitlers war («In Bayreuth wurde das geistige Schwert geschmiedet, mit dem wir heute fechten», Adolf Hitler).

Was fasziniert die Kanzlerin an Hitlers «Kraftort», der ihm während seiner Schreckensherrschaft als Propagandaplattform

diente und wo bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts völkisch-antisemitische Ideologen um den «Bayreuther Kreis» von einer «rassisch homogenen Volksgemeinschaft» träumten? Warum ist der Wirkungsort von Wagner, der in seiner Hetzschrift «Das Judentum in der Musik» – eine unentbehrliche Ressource der Nazis beim Kampf gegen die «entartete Musik» – Juden als «unwillkürlich abstossend» beschreibt, sie aus rassistischen Gründen «zur künstlerischen Kundgebung» für «unfähig» erklärt und ihre «Auslöschung» prophezeit, für Merkel ein «ganz besonderer Ort», an dem sie sich «zu Hause fühlt»?

Ist es mangelndes Feingefühl den deutschen Juden gegenüber oder einfach nur Geschichtungsvergessenheit, dass die Kanzlerin seit Jahren in Bayreuth über den roten Teppich flaniert, wo

Wagner einst proklamierte, er halte «die jüdische Rasse für den geborenen Feind der reinen Menschheit und alles Edlen in ihr», Juden mit «Würmern» und «Ratten» verglich und nach einem Theaterbrand in Wien feixte, «es sollten alle Juden in einer Aufführung des «Nathan» verbrennen»?

Ziemt es sich für eine deutsche Kanzlerin, Hitlers «Hoftheater», wo man gemäss Wagner-Schwiegertochter Winifred, einer bis zuletzt reuelosen Antisemitin, «unentwegt an den Führer und die nationalsozialistische Idee glaubte», mit ihrer Dauerpräsenz zusätzliche Popularität zu verschaffen, während deutsche Nazis in Dortmund ungehindert «Wer Deutschland liebt, ist Antisemit» grölen? Warum hört die Kanzlerin ihren «Lieblingskomponisten» nicht beim Rheingau-Musik-Festi-

val, beim Schleswig-Holstein-Musik-Festival, in der Berliner Staatsoper oder schlicht zu Hause in der guten Stube ihrer Datsche in Hohenwalde?

Tuschelthemen und Malheurchen

Es befremdet, dass die deutschen «Leitmedien» Merkels bizarre Reverenz vor dem Judenhasser Richard Wagner mit keinem Wort thematisieren. «Tuschelthema» sind allenfalls die Kleider der Kanzlerin («Sie trägt gerne ihre alten Sachen auf») und «Malheurchen» wie Schweissflecken oder «Feinstrumpfsöckchen». Zwar echauffiert sich die *Bild*-Zeitung heuer unter der Schlagzeile «Kultur ist Haltung» über den homophoben «Tannhäuser»-Premierendirektoren Valery Gergiev, einen Intimfreund und Bewunderer Wladimir Putins: «Warum applaudieren unsere Spitzenpolitiker einem

Die Bundeskanzlerin besuche Bayreuth «grundsätzlich als Privatperson».

Schwulenhasser?» Dass aber die «Elite der deutschen Politik» alljährlich einem Antisemiten applaudiert, scheint niemanden zu stören. Die deutschen Medien haben offensichtlich das Dekret der Familie Wagner voll und ganz verinnerlicht, die anlässlich der Wiederaufnahme der Bayreuther Festspiele 1951 im Programmheft Publikum und Presse anwies, «von Gesprächen und Debatten politischer Art auf dem Festspielhügel freundlichst absehen zu wollen. Hier gilt's der Kunst.»

«Kindermund tut Wahrheit kund»: Es braucht wohl das feine, unbestechliche Sensorium eines Kindes, um die Thematik instinktiv richtig einzuordnen. So schreibt die Schülerin Bianca Mörsch am 5. März 2015 an die Kanzlerin: «Sehr geehrte Frau Kanzlerin, ich würde Ihnen gerne eine Frage stellen: Im Musikunterricht sprechen wir gerade über Richard Wagner und dass er Antisemit war. Wir haben erfahren, dass Sie zu den Wagner-Festspielen gehen, und nun möchte ich wissen: Warum? Warum geht unsere Bundeskanzlerin zu Festspielen, auf denen Musik eines Komponisten gespielt wird, der unter anderem dafür bekannt ist, Antisemit zu sein? Weil Sie seine Musik mögen? Und denken Sie, dass man einen Künstler von seiner Kunst trennen kann?» Bianca Mörschs Frage, aufgeschaltet auf der Website Direktzurkanzlerin.de, blieb bis zur Einstellung der Seite im April letzten Jahres unbeantwortet.

Deuschtümelnde Elite

Fühlt man in dieser Frage die Temperatur der intellektuellen Elite der Republik, sieht man sich konfrontiert mit einer Mischung aus vornehmer Zurückhaltung und jener befremdlichen «Deuschtümelei», die der Literaturkritiker und Wagner-Fan Marcel Reich-Ranicki mit

Wagner assoziierte. «Jetzt lassen Sie doch die Kanzlerin ein bisschen Musik hören!», knurrt ein launiger Götz Aly ins Telefon. Ausserdem sei sowieso Merkels Ehemann Joachim Sauer der eigentliche Wagnerianer, so der renommierte Historiker und Autor («Hitlers Volksstaat», «Warum die Deutschen? Warum die Juden?»). Auch der Publizist und Historiker Michael Wolffsohn, normalerweise nicht um ein konfrontatives Statement verlegen, wiegelt ab.

«Merkel und Co» stünden vor «knallharten Problemen», weshalb die «L'art-pour-l-art-Welt» der Kanzlerin und ihre «Wagnerei» momentan «nebensächlich» sei. Sylvia Krauss-Meyl, die ehemalige Archivdirektorin des Bayerischen Hauptstaatsarchivs in München, wo sie die Nachlässe der Wagner-Enkel Wolfgang und Wieland auswertete, plädiert während eines längeren Telefonats, das sei doch «alles schon so lange her» und man könne der Kanzlerin aufgrund ihrer Liebe zu Wagners Musik «nun wirklich keinen Strick drehen».

Sven Felix Kellerhoff, leitender Redaktor für Zeit- und Kulturgeschichte in der *Welt*, würde es gar als «missbräuchlich» werten, Merkel ihre Wagner-Liebe vorzuwerfen. Die Leiterin der KZ-Gedenkstätte Dachau, Gabriele Hammermann, «möchte zu diesem Thema keinen Kommentar abgeben», was angesichts der millionenschweren Zuschüsse des Bundes verständlich ist. Der leitende Kulturredaktor des *Nordbayerischen Kuriers*, Michael Weiser, zuständig für die Berichterstattung aus Bayreuth, hängt entnervt das Telefon auf.

«Geistige Wahlverwandtschaft»

Doch es gibt auch andere Stimmen. Als «ignorant und respektlos der jüdischen Minderheit gegenüber» empfindet der Politikwis-

senschaftler und Antisemitismusforscher Matthias Küntzel Merkels Bayreuth-Besuche. Zudem fordert er die Freigabe des extensiven Briefwechsels von Winifred Wagner und ihren Söhnen Wieland und Wolfgang mit Adolf Hitler («Onkel Wolf»), welcher der Öffentlichkeit und Historikern seit Jahrzehnten vorenthalten wird. Die Briefe befinden sich im Besitz von Winifreds jüngster Tochter Verena, die 1943 den SS-Obersturmbannführer und Leiter der NS-Organisation Kraft durch Freude, Bodo Lafferentz, heiratete. Solange diese Dokumente unter Verschluss gehalten würden, seien die millionenhohen Bundeszuschüsse für Bayreuth einzustellen. Die Literaturwissenschaftlerin und Merkel-Kritikerin Gertrud Höhler («Die Patin: Wie Angela Merkel Deutschland umbaut») nimmt Merkels Wallfahrten als «staatlich sanktionierte Aussetzung der deutschen Erinnerungskultur» wahr.

Noch härter geht der Schriftsteller Michael Klonovsky mit der Kanzlerin ins Gericht. Der AfD-nahe Autor sieht die Verehrung von Richard Wagner durch Hitler und Merkel als «geistige Wahlverwandtschaft der beiden eigenschaftslosesten deutschen Staatsführer»: «Der eine, Hitler, setzte das von ihm beherrschte juvenile Volk in Marsch, die halbe Welt zu überrennen, die andere, Merkel, ruft die halbe Welt herbei, das von ihr regierte greise Volk zu überrennen; der eine ruinierte Deutschland durch eine ausser Rand und Band geratene Inhumanität, die andere ist dabei, Deutschland durch eine ausser Rand und Band geratene Humanität zu ruinieren. Beiden Hauptakteuren gemeinsam indes ist der sturheile Marsch in den Kollaps, das triumphierend widervernünftige, gegen jedes Mass, gegen alle Tradition und alle Vernunft gerufene:



Scheint niemanden zu stören: Hitler mit Wagner-Enkelinnen Verena (l.), Friedelind, Bayreuth ca. 1936.

«So – werf ich den Brand / in Walhalls prangende Burg.» Tatsächlich gibt es in Merkels und Hitlers Politik Kongruenzen, die in Wagners wahnhaften Visionen eine unheilige Gemeinsamkeit haben.

August Kubizek, Hitlers Schulfreund aus Linz, beschreibt in seinen Erinnerungen, wie eine Aufführung von Wagners «Rienzi» den sechzehnjährigen Hitler in einen «Zustand völliger Entrückung» versetzte: «In grossartigen, mitreissenden Bildern entwickelte er mir die Zukunft des deutschen Volkes. Er eignete sich die Persönlichkeit Wagners an, ja, er erwarb ihn so vollkommen für sich, als könnte dieser Teil seines eigenen Wesens werden.» Wagners «Volkstribun» Rienzi – als dessen Reinkarnation Hitler sich selbst sah – wendet sich am Ende enttäuscht von seinem Volk ab und schmäht angesichts des Todes das «elende» Rom, «unwert dieses Mannes»: «Verflucht, vertilgt sei diese Stadt! / Vermod're und verdorre, Rom! / So will es dein entartet Volk!» Rienzis wütende Verfluchung Roms ist die unheilvolle Antizipation von Hitlers «Nerobefehl», seiner verheerenden Politik der verbrannten Erde: «Wenn der Krieg verloren geht, wird auch das deutsche Volk verloren sein. Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil, es ist besser, selbst diese Dinge zu zerstören.»

Bankrotterklärung in Bern

Am 3. September 2015, einen Tag bevor die «Wagner-Kanzlerin» (*Bild*) eigenmächtig und ohne die erforderliche parlamentarische Zustimmung die europäische Migrantenkatastrophe in Gang setzt, indem sie die deutsche Grenze nicht schützt, nimmt Angela Merkel den Ehrendoktor der Universität Bern entgegen. Bei der anschliessenden Fragerunde meldet sich eine Frau aus dem Publikum: «Sie haben vorhin die Verantwortung für diese ganze Geschichte mit den Flüchtlingen angesprochen. Eine der Verantwortungen ist es ja doch aber auch, uns hier in Europa zu schützen.» Sie spricht weiter von einer «grossen Angst» vor der fortschreitenden Islamisierung und schliesst mit der Frage: «Wie wollen Sie Europa in dieser Hinsicht und unsere Kultur schützen?» Die Antworten der Kanzlerin offenbaren gespenstische Parallelen zu Hitlers selbstzerstörerischem Defätismus vor dem Niedergang des Dritten Reichs.

Als Erstes gibt Merkel Europa eine Mitschuld am «Islamismus und islamistischen Terror», die «leider Erscheinungen sind, die wir ganz stark natürlich in Syrien, Libyen und Irak haben, aber zu denen leider die europäische Union eine Vielzahl von Kämpfern beigetragen hat, und wir können nicht sagen, das ist ein Phänomen, das uns nichts angeht, sondern das sind zum Teil sehr junge Menschen, die in

unseren Ländern aufgewachsen sind und wo wir auch unseren Beitrag leisten». Merkel erwähnt mit keinem Wort die islamischen Terroranschläge in Madrid, London oder auf die *Charlie Hebdo*-Redaktion in Paris. Für die Kanzlerin findet «islamistischer Terror» offenbar ausschliesslich im Nahen Osten statt, und schuld daran sind «wir».

Merkel fährt fort, sie werfe niemandem vor, «dass er sich zu seinem muslimischen Glauben bekennt», aber dann solle man «doch auch den Mut haben, zu sagen, dass wir Christen sind», und «dann aber auch, bitte schön, mal wieder in den Gottesdienst gehen». Ausserdem wäre es, wenn man in Deutschland Aufsätze darüber schreiben liesse, was Pfingsten bedeutet, mit der «Kenntnis über das christliche Abendland nicht so weit her». Und sich dann «anschliessend zu beklagen, dass Muslime sich im Koran besser auskennen», fände sie «irgendwie komisch». Insofern fände sie diese Debatte «sehr defensiv», und ansonsten wäre «die europäische Geschichte so reich an dramatischen und gruseligen Auseinandersetzungen», dass wir «sehr vorsichtig sein sollten, uns sofort zu beklagen, wenn woanders was Schlimmes passiert». Man müsse dagegen ankämpfen, aber «wir haben nun überhaupt keinen Grund zu grösserem Hochmut, und das sage ich jetzt als deutsche Bundeskanzlerin».

In dieser Bankrotterklärung zeigt sich das Weltbild von Angela Merkel. Um es zu erreichen, ist es «nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil, es ist besser, selbst diese Dinge zu zerstören.» Wagner und Hitler im Gleichschritt mit der kinderlosen Merkel, die an der Siegesfeier der CDU nach der Bundestagswahl 2013 ihrem damaligen Generalsekretär Hermann Gröhe unter tadelndem Kopfschütteln ein Deutschlandfähnchen aus der Hand reisst und entsorgt, auf dem Weg zur unwiderrufflichen Selbstentlebung der deutschen Kultur.

Merkel, die dem Irrglauben anheimgefallen ist, der deutschen Verantwortung für den millionenfachen Judenmord gerecht zu werden, indem sie Deutschland mit Migranten flutet, die gemäss dem Antisemitismusbeauftragten der Bundesregierung, Felix Klein, «in Ländern sozialisiert wurden, in denen Antisemitismus an der Tagesordnung ist, sogar fast zur Staatsdoktrin gehört», stellt Deutschland zur Dispo-

sition, getrieben vom dissonanten Dreiklang der europäischen Schuldkultur: Imperialismus, Faschismus und Rassismus.

Geistig-ideologischer Denkmalschutz

Das «entartete Volk» der Deutschen verdient sein Land nicht mehr, deshalb dürfen sich auch Millionen Zugewanderte am deutschen Sozialstaat schadlos halten. Das Christentum, bei dessen Anhängern es mit der «Kenntnis über das christliche Abendland nicht so weit her» zu sein scheint, ist zu schwach, sich gegen den Islam und die Muslime, die «sich im Koran besser auskennen», zu wehren. Das «hochmütige» Europa hat aufgrund seiner «gruseligen Auseinandersetzungen» nicht nur das Recht verwirkt, sich «zu beklagen, wenn woanders was Schlimmes passiert», sondern darf sich seinem verdienten Untergang durch unbegrenzte und ungesteuerte Einwanderung aus kulturfernen Gesellschaften auch nicht widersetzen. Da ist es nur folgerichtig, dass Merkel mit der Deutschtürkin Aydan Özoguz eine Staatsministerin für Migration, Flüchtlinge und Integration ernannte, die in einem Interview betonte, eine «spezifisch deutsche Kultur» sei, «jenseits der Sprache, schlicht nicht identifizierbar».

In Deutschland wird jeder noch so flüchtige Anschein von mutmasslichem Antisemitismus von Presse und Politik mit ritualisierter Empörung und gesalbten Sonntagsreden bedacht. Sogar gänzlich unschuldige Gegenstände wie die «Hitler-Glocke» im pfälzischen Herxheim sorgen bundesweit für Aufsehen. Nach langem Hin und Her bleibt die Glocke, auf der über einem Hakenkreuz die Inschrift «Alles fuer's Vaterland – Adolf Hitler» prangt, im Turm der protestantischen Jakobskirche hängen, denn eine «Glockensachverständige» kam in einem Gutachten zu dem Schluss, die Glocke sei «als Denkmal einzustufen». Unter geistig-ideologischem Denkmalschutz steht offensichtlich auch Richard Wagner. Weder sein eliminatorischer Hass auf Juden noch die alljährlichen Pilgerfahrten der Kanzlerin bringen das moralische Gefüge der Republik ins Wanken. Matthias Küntzel: «Die Deutschen wollen sich ihr heiliges <Wagner-Unser> nicht beschmutzen lassen.»

Dabei war Wagner, in dem Thomas Mann eine «unauflöbliche deutsche Mischung von Dämonie und Bürgerlichkeit, von Barbaris-



Komponist Wagner.

«Verflucht, vertilgt sei diese Stadt!»

mus und Raffinement» sah, keinesfalls ein gewöhnlicher Antisemit wie nahezu alle seiner Zeitgenossen. Wagner transzendierte den gängigen Antisemitismus, indem er die «Judenfrage» zum Gegenstand einer antisemitischen Kulturtheorie erhob. «Wagners Judenfeindschaft war rassistisch, er bestand auf naturgegebenen Unterschieden zwischen Nichtjuden und Juden», schreibt Matthias Küntzel. «Es gelang ihm, diesen Rassismus und die fundamentale Entgegensetzung von «deutsch» und «jüdisch» im Bildungsbürgertum zu verankern.»

Im «Parsifal» präsentiert der von Hitler als «Meister» verehrte Wagner einen vom Judentum «gereinigten» und «erlösten» Jesus Christus. Eine Idee, die gemäss dem kritischen Wagner-Forscher Hartmut Zelinsky zentral war für Hitlers Ideologie des «reinen Blutes». In Hermann Rauschnings Buch «Gespräche mit Hitler» äussert sich der Führer über den «Parsifal»: «Nicht die christlich-schopenhauersche Mitleidsreligion wird verherrlicht, sondern das reine, adlige Blut, das in seiner Reinheit zu hüten und zu verherrlichen sich die Brüderschaft der Wissenenden zusammengefunden hat.» Wagner – für Hitler «die grösste Prophetengestalt, die das deutsche Volk besessen hat» und der Einzige, den er als seinen «Vorläufer» anerkannte – war mit dem, was Hitler als «umstürzende Kulturlehre» bejubelte, Wegbereiter des mörderischen Rassenwahns, dem Millionen Juden zum Opfer fielen.

Trotzdem halten der israelische Botschafter Jeremy Issacharoff wie auch Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, der Kanzlerin die Stange: «Bundeskanzlerin Merkel ist über jeden Zweifel erhaben, wenn es um ihre Haltung zur deutschen Geschichte geht», lässt die israelische Botschaft via Pressesprecherin Lea Meissner ausrichten und bittet um Verständnis, «dass wir uns zu diesem Thema nicht weitergehend äussern möchten». Für Jutta Wagemann, Sprecherin des jüdischen Zentralrats, der angesichts der jährlich dreizehn Millionen Bundeszuschüsse für den Zentralrat wenig Lust verspürt, es sich mit der Kanzlerin zu verscherzen, war Wagner «unbestreitbar ein Antisemit». Dass «Bundeskanzlerin Angela Merkel die Musik Wagners schätzt und regelmässig die Festspiele in Bayreuth besucht», hält man jedoch für «völlig unproblematisch».

Es bestehe ausserdem «kein Zweifel daran, dass Frau Merkel sich kontinuierlich für die Bekämpfung des Antisemitismus einsetzt».

Staatlich vorgelebte Doppelmoral

Das ist natürlich Unfug. Merkels «Bekämpfung des Antisemitismus» erschöpft sich in bräsigen Floskeln und ineffizienten Alibiübungen. Während vorwiegend Muslime am Al-Quds-

Tag Jahr für Jahr auf deutschen Strassen Nazi-Parolen skandieren, «solidarisiert» sich Merkel an der Sommerpressekonferenz vom 19. Juli mit den muslimischen US-Kongressabgeordneten Ilhan Omar und Rashida Tlaib, denen mehrfach Antisemitismus nachgewiesen wurde. Die wiederholte Forderung des Zentralrats der Juden in Deutschland, die alljährliche Hetze gegen Israel zu verbieten, ignoriert Merkel.

Die Bundesregierung finanziert über Aufbauprogramme und Hilfsprojekte in den Palästinensergebieten und das sogenannte CSP-Programm der EU, mit dem auch Gehälter und Renten von Angestellten der Palästinensischen Autonomiebehörde (PA) beglichen werden, nachweislich Zahlungen mit, welche die PA an Mörder von israelischen Zivilisten ausrichtet. Merkel kämpft an vorderster Front für das brandgefährliche Atomabkommen mit dem Iran, während dessen Verhandlungen sich die Kanzlerin gegenüber dem Mullah-Regime, das regelmässig mit der Vernichtung Israels droht, zu keiner Zeit für das Existenzrecht Israels aussprach. Die mehrfachen Verletzungen dieses Abkommens durch den Iran kommentiert Merkel ebenso wenig wie, dass in Deutschland Juden wieder auf offener Strasse angespuckt werden. In der Uno stimmt Deutschland routinemässig für antiisraelische Resolutionen.

Christoph Heusgen, deutscher Uno-Botschafter, langjähriger aussenpolitischer Berater und enger Vertrauter Merkels, macht sich ausschliesslich mit Verurteilungen Israels bemerkbar. So viel zu Merkels 2008 vor der Knesset in Israel getätigtem Versprechen, die Sicherheit Israels sei für Deutschland «Staatsräson». Eine «Bekämpfung des Antisemitismus» sieht anders aus. Ganz im Gegenteil fällt in dieser Atmosphäre staatlich vorgelebter Doppelmoral Antisemitismus jeglicher Art auf fruchtbaren Boden.

Immerhin ein Schmunzeln

Mit einer direkten Anfrage bezüglich der alljährlichen Bayreuth-Wallfahrten der Kanzlerin tut sich das Bundespresseamt schwer. Auf sämtliche Fragen zu den Verstrickungen der Wagners mit Hitler und den Nazis und dazu, weshalb sich die Kanzlerin noch nie zu ihrem Schaulaufen in Bayreuth positioniert hat, gehen die Funktionäre bei der Pressestelle nicht ein. Stattdessen schreibt der Chef vom Dienst, Stefan Schneiderhan, der als «ein Regierungssprecher» genannt werden möchte, die Bundeskanzlerin besuche Bayreuth «grundsätzlich als Privatperson». Die Nachfrage, inwiefern man die Bayreuth-Besuche der «mächtigsten Frau der Welt» (*Forbes*), die jeweils von der gesamten Weltpresse kommentiert werden, überhaupt als «privat» bezeichnen könne, würdigt das Bundespresseamt keiner Antwort.

Kurz darauf meldet sich Martin Eifler, Leiter Musik bei der Beauftragten der Bundesre-

gierung für Kultur und Medien, Monika Grütters, der «gebeten» wurde, die Anfrage zu beantworten. Es sei vor allem die «Atmosphäre in Bayreuth, die Frau Merkel begeistert», so Eifler am Telefon, «dort zu sein, wo Wagners Werke entstanden sind». Meine Entgegnung, man müsse ein Spiegelei nicht im Hühnerstall geniessen, um dessen Entstehung zu würdigen, entlockt ihm immerhin ein Schmunzeln. Bayreuth zu besuchen, sei doch nicht verwerflich, so Eifler weiter. Dann, flüsternd, wie hinter vorgehaltener Hand, es würden schliesslich auch «Juden, sogar Holocaust-Überlebende» bei der Regierung um

Merkels «Bekämpfung des Antisemitismus» erschöpft sich in bräsigen Floskeln.

Tickets für Bayreuth anfragen. Juden dürfen, mit Verlaub, in Deutschland hingehen, wohin sie wollen. Sie können in Bayreuth der Wagnerbüste im Festivalpark einen Hitler-schnauzer aufmalen, zu Wagners «Walkürenritt» kopulieren oder auf die Holzstühle im Festspielhaus defäkieren. Dieses Recht haben sie sich bitterst verdient.

Das gilt jedoch nicht für die Kanzlerin. In Bayreuth befand sich das von Wieland Wagner geleitete Aussenlager Bayreuth, ein Ableger des KZ Flossenbürg, und in Wagners Villa Wahnfried gaben sich antisemitische Rassen-theoretiker die Türklinke in die Hand. Darunter Hans von Wolzogen, Gründungsmitglied des Kampfbunds für deutsche Kultur, der als Herausgeber der *Bayreuther Blätter* Hitler «als Verkörperung des völkischen Geistes» feierte, oder Wagner-Schwiegersohn Houston Stewart Chamberlain, der mit «Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts» ein Standardwerk des rassistischen und ideologischen Antisemitismus schrieb. Während des Dritten Reichs waren Stadt und Festspielgelände mit Bannern geschmückt: «Führer! Wir tragen Dich in unserem Herzen!», «Führer! Deutschland bist Du!»

«Wer an der Seite von Nazis marschiert», schrieb *Der Spiegel* zu den Aufmärschen in Chemnitz, «der kann hinterher nicht behaupten, er habe nichts damit zu tun – und darf sich später nicht beklagen, mit den Nazis in einen Topf geworfen zu werden.»

Und wer als Kanzlerin des Landes, das Hitlers Prämisse der «Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa» mit Hingabe ausführte, nicht den Anstand hat, dem Unort Bayreuth fernzubleiben, sondern seit zwanzig Jahren in derselben «Königsloge», wo auch Stammgast Hitler seinem «Meister» huldigte, den Platz des «Führers» warm hält, darf sich nicht beklagen, mit Hitler verglichen zu werden. So einfach ist das, Frau Merkel. ○



EU

Klub der gegenseitigen Behinderung

Ist nach der Wahl des neuen Parlaments zu erwarten, dass die Europäische Union mehr Rücksicht auf die Bürger nehmen wird? Wohl kaum. Die Brüsseler Institutionen und Spielregeln sind grundsätzlich auf Zentralisierung und das Erzwingen von Harmonisierung angelegt. *Von Roland Vaubel*

Bei der Wahl des EU-Parlaments haben die Stimmbürger dem Bündnis der beiden grossen Fraktionen die Mehrheit entzogen. An der zentralistischen Tendenz des Parlaments wird das aber nichts ändern. Die meisten Abgeordneten sind daran interessiert, der EU mehr Macht zu verleihen. Zum einen steigt dadurch ihr eigener Einfluss. Zum anderen haben sich auch innerhalb der Parteien vor allem diejenigen um ein Mandat beworben, die die Politik in Europa zentralisieren wollen. Denn es ist attraktiver, im Rahmen der Parlamentsmehrheit eine Europapolitik zu gestalten, als Tag für Tag in der Minderheit zu sein. Das ist die sogenannte Selbstselektion. Machtstreben und Selbstselektion erklären auch, weshalb die meisten Kommissare und Richter der EU das Geschäft der Zentralisierung betreiben.

Dass die EU-Parlamentarier andere Zielvorstellungen als die Bürger haben, belegen verschiedene Parallelumfragen, die gleichzeitig unter den Abgeordneten und den Bürgern durchgeführt wurden. In der European Representation Study sollten die Befragten zum Beispiel sagen, ob die politischen Entscheidungen in den drei wichtigsten Themenbereichen auf europäischer, nationaler oder regionaler Ebene zu treffen seien. Die europäische Ebene wurde von einer Minderheit der Bürger (42 Prozent), aber von einer Mehrheit der EU-Parlamentarier (54 Prozent) bevorzugt. Im European Elite Survey wurde gefragt, ob «die Europäische Union ihre militärische Organisation verstärken soll, um eine grössere Rolle in der Welt spielen zu können». Mit Ja antworteten 46 Prozent der Bürger, hingegen 65 Prozent der EU-Parlamentarier und der Spitzenbeamten der Kommission. Aufschlussreich ist auch eine Parallelumfrage von Gallup mit der Frage: «Glauben Sie, dass die EU-Mitgliedschaft Ihrem Land nützt?» Bei den Bürgern betrug die Zustimmung 43 Prozent, aber 90 Prozent bei den europäischen und nationalen Parlamentariern. Es ist bezeichnend, dass Eurobarometer – das Meinungsforschungsinstitut der EU-Kommission – keine Parallelumfragen durchführt oder zumindest nicht darüber berichtet.

Die EU-Richter beteiligen sich natürlich nicht an Meinungsumfragen. Aber der Gerichtshof der EU gilt allgemein als «Motor der Integration». In 69 Prozent der Fälle entscheidet er zugunsten der Kommission und gegen



Die Bürger haben andere Zielvorstellungen.

die Mitgliedstaaten. Noch nie hat er gegen andere EU-Institutionen entschieden, wenn diesen Kompetenzüberschreitungen vorgeworfen wurden.

Kurz: Die europäischen Institutionen repräsentieren nicht die Bürger. Sie sind eine Interessengruppe.

Kritisiert man die atemberaubende Zentralisierungsdynamik, die sich seit etwa 1990 in der EU abspielt, so wird man auf das Subsidiaritäts-

Der Gerichtshof der EU entscheidet meistens für die Kommission und gegen die Mitgliedstaaten.

prinzip verwiesen, das doch zur Bewahrung dezentraler Strukturen in den Verträgen verankert sei und folglich beachtet werde. Aber das Subsidiaritätsprinzip ist nur eine Beweislastregel: Wer zentralisieren will, muss dafür einfach eine Begründung geben. Das fällt denen, die an Zentralisierung interessiert sind, nicht

schwer. Irgendeinen Grund kann man immer nennen. Wer aber beurteilt die Stichhaltigkeit der Begründung? Wenn man das Subsidiaritätsprinzip ernst nimmt, dürften es nicht die sein, die aus eigennützigen Gründen an der politischen Zentralisierung Europas interessiert sind. Dieser Grundsatz ist in der EU verletzt.

Mehr Steuern, mehr Regulierung

An der Gesetzgebung der EU sind die Kommission, das Parlament, der Rat und im Rahmen der Normenkontrolle der Gerichtshof beteiligt. Zwar sitzen im Rat die Minister oder Ministerialbeamten der Mitgliedstaaten. Aber auch sie haben laut Parallelumfrage von Gallup eine viel positivere Meinung von der EU als die Bürger: 92 Prozent der Ministerialbeamten meinen, dass die Mitgliedschaft in der EU ihrem Land nütze. Sie reisen gerne nach Brüssel und können dort manchmal Projekte durchsetzen, die zu Hause auf unüberwindlichen Widerstand stossen würden. Auch für die im Rat versammelten Minister ist es oft

leichter, gemeinsam vorzugehen, um Abgaben zu erhöhen oder neue Vorschriften zu erlassen. Würde eine Regierung im Alleingang vorgehen, müsste sie heftige Wählerproteste sowie die Abwanderung von Kapital und mobilen Leistungsträgern befürchten. Als internationales Politikerkartell organisiert, fällt es ihnen leichter, die Freiheit der Bürger zu beschränken.

Können die nationalen Parlamente dagehalten? Seit dem Vertrag von Lissabon (2009) können sie von der Kommission die Überprüfung eines von ihr vorgelegten Gesetzesentwurfs verlangen, mit dem Argument, dass dieser gegen das Subsidiaritätsprinzip verstosse. Aber die Kommission darf trotzdem an ihrem Entwurf festhalten. Sie braucht dies lediglich zu begründen. Wenn Rat und Parlament der EU den Kommissionsvorschlag annehmen, bleibt den nationalen Parlamenten nur der Weg zum Gerichtshof – und dieser verspricht keinen Erfolg.

Im Rat der EU werden nicht nur gemeinschaftlich Politikerkartelle zu Lasten der Bürger geschmiedet, sondern auch Mehrheitsentscheidungen zu Lasten von Minderheiten getroffen. Denn seit 1987 genügt auf immer mehr Politikfeldern eine qualifizierte Mehrheit der Ratsstimmen. Damit hat die Mehrheit der besonders hochbesteuerten und besonders restriktiv regulierten Länder die Möglichkeit, ihre Steuersätze und Vorschriften der Minderheit der liberaleren Länder aufzuzwingen. In der Ökonomie wird dies als «Strategy of Raising Rivals' Costs» bezeichnet. Eine mehrheitlich beschlossene Vereinheitlichung unterdrückt den politischen Wettbewerb um niedrige Steuern und Deregulierung und verstärkt so Besteuerung und Regulierung in allen Mitgliedstaaten.

Hauptopfer dieser Strategie wurde Grossbritannien, was unter anderem den britischen Austrittswunsch erklärt.

Mit den Arbeitsmarktregulierungen fing es an. 1987 wurde der EWG-Vertrag dahingehend geändert, dass der Rat mit qualifizierter Mehrheit einheitliche Vorschriften für die Gesundheit und Sicherheit am Arbeitsplatz erlassen darf. Das nahm Brüssel zum Anlass, die Arbeitszeit in allen Mitgliedstaaten einheitlich zu beschränken, obwohl doch der Wunsch nach Freizeit vom Einkommen abhängt und dieses von Land zu Land sehr verschieden ist. Die Briten fühlten sich betrogen und klagten beim EU-Gerichtshof, aber dieser hielt an der Arbeitszeitrichtlinie fest. Auch den EU-Richtlinien über die Arbeit auf Schiffen (1993), über die Mitbestimmung der Arbeitnehmer (1994) und über die Arbeitsausrüstung (1995) verweigerte die britische Regierung ihre Zustimmung.

Als glatten Vertrauensbruch betrachten die Briten die EU-Finanzmarktregulierung, die sich ja auch auf die City of London erstreckt. Die EU beruft sich dabei auf eine weitere Vertragsänderung von 1987. Der neue Artikel

100a sah vor, dass der Rat «mit qualifizierter Mehrheit die Massnahmen zur Angleichung der Rechts- und Verwaltungsvorschriften» beschliessen dürfe, «die die Einrichtung und das Funktionieren des Binnenmarkts zum Gegenstand haben». Der Binnenmarkt wurde definiert als ein «Raum ohne Binnengrenzen, in dem der freie Verkehr von Waren, Personen, Dienstleistungen und Kapital [...] gewährleistet ist».

«Ist es auch Tollheit, so hat es doch Methode»

Da der freie Kapitalverkehr durchaus mit internationalen Unterschieden in der Finanzmarktregulierung vereinbar ist, erlaubte dies noch keine Mehrheitsentscheidungen über eine EU-weite Regulierung der Finanzmärkte. Aber schon 1989 änderte der Gerichtshof – in seiner Titandioxid-Entscheidung – die Definition des Binnenmarktes: Voraussetzung für einen Binnenmarkt seien «unverzerrte Wettbewerbsbedingungen». Damit durfte der Rat plötzlich mit qualifizierter Mehrheit alle Rechts- und Verwaltungsvorschriften vereinheitlichen, die sich auf die Wettbewerbsfähigkeit auswirken können – also fast alle, auch die Finanzmarktregulierungen.

Der erste Schritt war die Richtlinie für Finanzdienstleistungen, die 2003 gegen die Stimmen Grossbritanniens, Luxemburgs und anderer Mitgliedstaaten beschlossen wurde. 2009 fand die Binnenmarkt-Definition des Gerichtshofs Eingang in ein Protokoll des Lissabon-Vertrags. 2010 errichtete die EU auf Drängen Frankreichs, aber gegen den Widerstand Grossbritanniens drei Behörden zur Regulierung der Finanzmärkte – darunter das Europäische Bankenaufsichtsamt (EBA). Nach Artikel 18 der EBA-Verordnung ist die EU-Behörde befugt, den nationalen Aufsichtsämtern Weisungen zu erteilen und jede beliebige Bank zu schliessen – auch in London. Zu den drei Behörden gehört weiters die Wertpapieraufsicht Esma in Paris. Im Fall Esma klagte die britische Regierung wegen fehlender Rechtsgrundlage beim Gerichtshof der EU, wurde aber abgewiesen, obwohl der finnische Generalanwalt den Briten recht gegeben hatte.

Zurzeit versucht Frankreich, seine Steuer auf Aktienkäufe unter dem Etikett «Finanztransaktionssteuer» auf die gesamte Eurozone auszudehnen. Ausserdem fordert Paris, dass der Rat der EU nicht mehr einstimmig, sondern mit qualifizierter Mehrheit über die Angleichung der Steuern entscheiden soll. Damit könnte das Hochsteuerland Frankreich die Steuern in den Niedrigsteuerländern der EU erhöhen. Die Strategy of Raising Rivals' Costs ist hochaktuell – um es mit Hamlet zu sagen: «Ist es auch Tollheit, so hat es doch Methode.»

Roland Vaubel ist emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre und politische Ökonomie an der Universität Mannheim.



Inside Washington

Wahrheitssuche

Politischer Streit nach den Attentaten von Texas und Ohio.

Pressevertreter, was zum Teufel? Dem demokratischen Präsidentschaftskandidaten Beto O'Rourke geht das Massaker am Wochenende in seiner texanischen Heimatstadt mit über zwanzig unschuldigen Opfern persönlich nahe. Der Schuldige ist für ihn klar: Donald J. Trump. «Jeder weiss, welchen Unsinn der verbreitet!» So geisselte O'Rourke die Rhetorik des Präsidenten vor Reportern. Auch Hunter Pollack gehen die Attentate von El Paso und Dayton, Ohio, nahe. Seine jüngere Schwester wurde letztes Jahr beim Massaker der Marjory Stoneman Douglas High School in Parkland, Florida, erschossen. Auf Fox News erklärte der sichtlich wütende 22-Jährige: «Ich war nie ein politischer Mensch, bis meine Schwester in Parkland ermordet wurde. Dann wollte ich wissen, was passiert ist, wie es passiert ist und warum es passiert ist. Es dünkt mich, die Suche nach Fakten gelte heute als konservativ.» Er fügte hinzu: «Die Linke kritisiert einfach alles, was keine Waffenkontrolle ist... Ich habe die Nase voll.»

Es scheint, dass der Verdächtige von El Paso kurz vor dem Anschlag ein Manifest mit dem Titel «Eine unbequeme Wahrheit» veröffentlicht hat. Der Titel erinnert an den 2006 mit einem Oscar ausgezeichneten Dokumentarfilm über den Klimawandel des früheren Vizepräsidenten Al Gore. Das Manifest des Täters ist eine kranke Mischung aus weissem Nationalismus, Anti-Unternehmertum und Umweltalarm: «Erst wenn wir genug Menschen loswerden, kann unsere Lebensweise nachhaltiger sein.»

Forscher der Harvard University haben zwischen 2011 und 2014 während der Obama-Regierung eine Verdreifachung der Anschläge gezählt. Laut dem früheren nationalen FBI-Sprecher John Iannarelli lagen die Zahlen seit Trumps Wahl «tatsächlich viel geringer als in den Vorjahren».

Die Amerikaner wollen endlich die Fakten kennen. Amy Holmes

Alles gut

Seit Jahren warnt er vor der deutschen Willkommenskultur. Nun ist Werner J. Patzelt, der wahrscheinlich mutigste Professor Deutschlands, auf einer *mission impossible*: Er will der AfD ausgerechnet in Sachsen Stimmen für die eigene, angegründete CDU abjagen. Von Matthias Matussek



«Völlig im Reinen»: Politikwissenschaftler Patzelt.

An diesem heiteren Sommervormittag könnte die Laune (mit Ausnahme der grünen Klimabesorgten) nicht besser sein, ganz sicher nicht die von Professor Werner J. Patzelt. Ausgerechnet der «umstrittene» Patzelt, der als «Pegida-Versteher» ins mediale Zwielflicht getaucht wurde, legt in Sachsen eine methodisch saubere und flächendeckende Studie über die «Unterbringungssituation in Gemeinschaftsunterkünften für Geflüchtete» vor. Wahrscheinlich wird er auch dafür gehasst werden; in den Lokalblättern wird jedenfalls andernorts sein Name verschwiegen.

Sein ehemaliger Doktorand, Christoph Meisselbach, die schütterten Haare zurückgebunden, präsentiert das befriedigende Ergebnis auf einer Pressekonferenz im Landtag, Patzelt irgendwie wollig und lockig schweigend neben ihm.

Dort, wo politisch nachgebessert werden muss, wird es getan. Auffälligkeiten gibt es besonders bei allein reisenden jungen Erwachsenen in privaten Unterkünften auf dem Land; die Familienunterkünfte in Städten mit Freizeitangeboten sind ziemlich problemfrei. «Fast 100 Prozent der befragten Heimleiter haben den Fragenkatalog, der mit seinen 90 Fragen 45 Minuten beansprucht, beantwortet.» Die Untersuchung steht wissenschaftlich auf festen Füßen.

Doch Patzelt ist aus einem anderen Grund gut aufgelegt. Das hat mit seinem anderen Job zu tun, dem wahrscheinlich schwersten, den das politische Deutschland derzeit zu vergeben hat: Er soll der Alternative für Deutschland (AfD) Stimmen abjagen, ausgerechnet hier im Osten, wo sie mittlerweile Volkspartei ist. (Wäre doch gelacht, wenn ich ihn nicht von der Absurdität dieses Vorhabens überzeugen könnte.)

Der Feind steht rechts

Hier, auf der Terrasse des Landtagsrestaurants «Chiaveri» mit Blick auf die barocke Kuppelkette Hofkirche, Semperoper, Zwinger, Frauenkirche über dem Elbufer, die ohnehin beschwingt, berichtet Patzelt von einem Sieg am frühen Morgen in der zuständigen Arbeitsgruppe der CDU-Landtagsfraktion: Sie haben seinen Vorschlag für ein fakultatives Gesetzesaufhebendes Referendum, das «Volksveto» gegen ein vom Landtag schon beschlossenes Gesetz, endlich angenommen. Er wird eine Woche später auf dem Parteitag ins Wahl- und Regierungsprogramm aufgenommen werden. «Niemand sonst hat das im Programm – auch die AfD nicht!» Der Feind steht rechts.

Damit allerdings macht Patzelt gleich auch klar, auf welchem Seil er da tanzt. Er ist seit 1994 Mitglied der CDU. Und auch Mitglied der Werteunion seit dem vergangenen Jahr, die der CDU wieder ihre konservativen Wurzeln freilegen möchte. Doch genau diese sind in vielen Programmpunkten (Heimat, Familie,

Marktwirtschaft, christliche Werte) derzeit in der AfD besser aufgehoben. Allerdings: Ein Wechsel ins andere Lager kommt für ihn nicht in Frage. «Ich bin kein Opportunist und kein Deserteur.» Er will sich für seine Partei in den Kampf stürzen. (Wir werden sehen.)

Seine grauen Locken wehen ihm ins Gesicht, sein Lächeln über der bulligen Figur, die weissen Hemdärmel hochgekrempt, ganz «August der Starke» (*Weltwoche* Nr. 33/18), nimmt er erst mal die Penne all'arrabiata in Angriff. Man muss Prioritäten setzen.

Tatsächlich sprach Patzelt mit seiner Kritik an der überstürzten «Willkommenskultur» vielen aus der Seele. Er sass bedächtig in den Fernsehstudios und war der gesunde Menschenverstand in Person. Mit jedem Terroranschlag, jedem Messermord bekam er mehr recht. Gleichzeitig wuchs die AfD und wuchs und wuchs.

In Sachsen ist die CDU mit 24 Prozent hinter die AfD (26 Prozent) gefallen. «Das hat seine ernstzunehmenden Gründe», sagt Patzelt, und «die West-CDU ist da nicht sehr hilfreich».

Wähler zurückholen: eine Mammutaufgabe in diesen Tagen, in denen die AfD-Wähler besonders aus den Reihen der CDU-Partei-führung mit Beleidigungen, ja Hetze überzogen werden, was Hunderttausende von

Werner Patzelt

Der bayerische Professor und Politiker ist polyglott, studierte in Michigan und Strassburg, habilitierte in München und zog 1992 nach Dresden, um an der dortigen technischen Hochschule das politikwissenschaftliche Institut aufzubauen. Er liebt die klare Sprache. Als die Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes (Pegida) in Leipzig auf die Strasse gingen, erklärte er ihre Proteste. Er warnte die Parteien davor, im Taumel der deutschen «Willkommenskultur» diese «Repräsentationslücke» rechts der CDU zuzulassen.

Mittlerweile stellt sich heraus, dass Pegida recht hatte: sowohl mit dem Vorwurf der «Lügenpresse», welche ihre Manipulationen heutzutage «Framing» nennt, wie mit der Furcht vor «Überfremdung» – in einigen deutschen Grosstädten wie Frankfurt sind Deutsche mittlerweile in der Minderheit. Doch Patzelt blieb sich bei allen Anfeindungen – man brannte sein Auto nieder – treu und unverdrossen. Derzeit sitzt der Bajuware des Ostens in der CDU-Programmkommission für den Wahlkampf und versucht, der AfD Stimmen abzujagen. Seine jüngste Veröffentlichung: «CDU, AfD und die politische Torheit». (*mat*)

weiteren Überläufern produziert. Ja, sie jagt: Aus der Arena!

Dieser Kerl mit seiner schwarzgerahmten Brille passt in keine Schublade. Er selber würde sich eher auf dem linken Flügel sehen: «Linksliberal, und das extrem!» Mit dem Bayerisch, das aus ihm rollt und grollt wie einst aus Franz Josef Strauss, klingt das besonders lustig.

Die Bundes-CDU verstehe die Bedingungen im Osten einfach nicht. «Die hat doch erst das Verlangen nach einer Alternative für Deutschland hervorgebracht, nämlich durch ihre angegrünten, nach links gerückten Positio-

«Da spüren die Leute doch genau: Das ist undemokratisch!»

nen», sagt er. «Wir brauchen wohl begrenzte Konflikte mit der Bundesführung der Partei.» (Viel Glück dabei!)

Nun ist ja die Sprachregelung in Talkshows wie «Anne Will», dass die AfD ständig nur eine Opferrolle spiele. «Allerdings sind von 417 Attacken 212 gegen die AfD gerichtet», sage ich. Patzelt: «Sie inszeniert sich nicht als Opfer, sie ist es, wenn sie nämlich keine Versammlungs-orte mehr anmieten kann, wenn selbsternannte Antifaschisten ihre Wahlkampfstände zerstören, wenn sie im Parlament ausgegrenzt wird wie eine Leprakolonie. Da spüren die Leute doch genau: Das ist undemokratisch!»

Seine Taktik: Er hört zu

Dennoch ist er gegen eine mögliche Koalition mit der AfD (so wie diese gegen eine mit einer Merkel-CDU), denn man wisse bei ihr nie, ob gegen eine pragmatische Parteiführung nicht alsbald geputscht werde. Er hält die AfD also für eine unzuverlässige Truppe. «Sollte es knapp werden für Ministerpräsident Michael Kretschmer, sollte man über eine Minderheitsregierung nachdenken, ganz ohne Tolerierungspartner und mit einem ständigen Ringen um wechselnde Mehrheiten. «Aus allen Lagern?» – «Aus allen Lagern!»

Nun aber los zum nächsten Termin: Auf zum Friseur!

Es gibt eine eiserne Regel im Reportagejournalismus: keine Taxifahrer zu Wort kommen lassen. Warum, weiss keiner; womöglich, weil man ihnen alles Mögliche in den Mund legen kann. Hier muss die Regel gebrochen werden, denn Patzelt hat sich als die Lage analysierender Wahlkämpfer auch im Taxi zu bewähren. Seine Taktik: Er hört zu!

Diesem Fahrer zum Beispiel, Ende dreissig, sportliche Figur, Ex-Soldat. Er ist so gar nicht mit der Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen zufrieden. «Statt sich vor ihre Armee zu stellen, lässt sie wie im Kundus-Ausschuss gegen diese ermitteln.» Der Mann kocht. «Noch nicht mal für anständige Ausrüstung

sorgt sie! Es ist doch peinlich, wenn die Panzerkameraden mit Attrappen auf Nato-Manövern unterwegs sind oder wenn sie Besenstiele schwarz anmalen müssen, weil die Bordkanonen fehlen.»

Patzelt lässt die Tirade interessiert über sich ergehen. Da ist nämlich viel über Stimmungsbilder zu erfahren ... und ohnehin nichts zu verteidigen. Tatsächlich wird das Kabinett Merkel ja selbst vom *Spiegel* nur noch als Gesamtkatastrophe beschrieben, und das fängt bei Ursula von der Leyen nur an, die sich derzeit in einem parlamentarischen Untersuchungsausschuss für Kungeleien mit Beraterfirmen zu verantworten hat.

Selbst auf N-TV online wird so kommentiert: «Der Ausschuss hat in stundenlangen Sitzungen bis jeweils tief in die Nacht Fakten und Indizien hervorgebracht, die sprachlos machen und geeignet sind, Deutschland als Bananenrepublik zu diskreditieren. Jeder, der «das System» und «das Establishment» verachtet, dürfte sich bestätigt sehen.»

Und die Kritik hört bei Wirtschaftsminister Peter Altmaier noch längst nicht auf, gegen den nun die grossen Verbände wegen kompletter Ahnungslosigkeit mobil machen. Einige nennen dessen «Exzellenzinitiative» für Unternehmen das «Neue Ökonomische System der Planung und Leitung» (NÖSPL) – ein alter Heuler aus der DDR, der 1963 geschlossen wurde.

«Und die Aussenpolitik?», frage ich hinterhältig, um weiter Öl ins Feuer zu giessen. Der Ex-Soldat platzt wie erwartet. «Heiko Maas will im USA-Iran-Konflikt vermitteln?», ruft der Mann. «Wem soll denn Deutschland noch Angst machen können; das ist doch ein Witz, den Bubi nimmt doch keiner ernst in seinen engen Anzügen, der sieht doch aus wie ein Konfirmand!»

«Allerdings treibt er Sport», wirft Patzelt füllig von der Rückbank ein, und es klingt nach sanfter Ironie.

Der Friseur hat seinen Salon im schönen, bürgerlichen Striesen. Patzelt rezitiert den Volksmund: «Willst das Leben du geniessen, / musst wohnen du in Striesen.» Unsauberer Endreim, aber in Zeiten des Rap geht das wohl in Ordnung.

Patzelt ist seit Jahren hier Stammkunde. Die Flurwand ist bepflanzt mit Meisterbrief und unzähligen Diplomen der Fachkräfte für «Wet Paint» und «Organic Haircutting». Bei Patzelt tut es das Kommando «Kurz, aber nicht zu kurz», ein Klassiker; und als er vom Haarwaschbecken zurück auf dem Friseursessel Platz nimmt, die angeklatschten Locken tropfend, sieht er im Profil mit dem kleinen Doppelkinn tatsächlich aus wie Franz Josef Strauss nach einer schweisstreibenden Wahlkampfrede.

«Sie haben ja auch schon meinen Sohn bearbeitet», sagt er lächelnd zur Friseurin, doch wohl

in meine Richtung, «da war er noch klein» (und mir fällt nicht ohne Schrecken mein eigener Vater ein, der mich in den sechziger Jahren, als alle Welt lang trug, misstrauisch zum Friseur begleitete und auf die sporadischen Fragen des Friseurs «Reicht das?» ohne von seiner Zeitungslektüre aufzuschauen, rief: «Kürzer!» Mein Vater war wohl, von heute aus betrachtet, seiner Zeit voraus, denn selbst in der Bundesliga hat sich «kurz» durchgesetzt.)

In der Mittagsglut

Anschliessend stehen wir auf der Friseurterrasse über leuchtenden Asterbeeten in der Mittagsglut und warten auf das nächste Taxi und damit auf das für einen CDU-Wahlkämpfer wahrscheinlich nächste aufschlussreiche Gespräch. Logisch, dass wir übers Klima reden. Ist der Kampf gegen den Klimawandel denn im Programm? Klar, sagt Patzelt.

«Das gibt Pluspunkte», sage ich. «Es gibt noch Wichtigeres», sagt Patzelt, denn Klima sei auch ein grosses Ablenkungsmanöver der Grünen, um nicht über die Migration und deren Folgen reden zu müssen. Der Klima-Hype wird vergehen, da ist er sicher, und «Robert Habeck wird das Gleiche erleben wie Martin

«Letztendlich bin ich der Antifa dankbar», sagt er und lacht.

Schulz». Wie alle wissen, ist der einstige Messias der Partei mit dieser abgeoffen.

Nicht, dass Patzelt menschengemachte Schäden bestreitet. Bei neun Milliarden Menschen und ihren Industrie-Emissionen gebe es ganz sicher klimatische Auswirkungen. Und gerade deshalb: «Die friedliche Nutzung der Kernkraft aufzugeben, war kurzsichtig; vielmehr hätte man weiter an rückstandsfreien Fusionsreaktoren arbeiten sollen.» (Das ist die ebenso gängige wie richtige AfD-Kritik an der opportunistisch grünen Kanzlerin.)

Mit dem nächsten Taxi kommt, wie erwartet, der nächste Blick in Tiefenschichten ostdeutschen Volksempfindens. «Im Westen versteht man nicht, dass die Menschen hier Erfahrungen mit einer Diktatur gesammelt haben, wo in allen Zeitungen das Gleiche stand», sagt der Fahrer.

Wegen Patzelts bayerischem Zungenschlag meint er, dem Professor den Osten erklären zu müssen; offenbar ist der nach seinem Friseurbesuch nicht wiederzuerkennen.

Der Mann ist älter, breites Wettergesicht unter Schiebermütze. Er weiss, wovon er spricht. «Wir haben auch politisch nur Einheitsbrei gehabt. Da ist doch klar, dass sich die Wähler eine Alternative wünschen.» Das Ganze auf Sächsisch, *nu wor?*

Auf der gelben Seitenfassade des Hauses, in dem Patzelt zur Miete wohnt, prangt die Zahl

1900 in Stuck. Alles hier ist Gründerzeit, bürgerliche Behaglichkeit. Vier Treppen, und wir schnaufen beide. «Der Nachteil ist, dass es keinen Fahrstuhl gibt». *Nu wor!*

Schöne grosse kühle Altbauwohnung mit Parkett. Patzelt betätigt die Espressomaschine; anschliessend zeigt er vom Balkon hinüber auf die Strassenecke, an der Antifaschisten vor zwei Jahren unter dem Motto «Nie wieder» seine Mitsubishi-Familienkutsche abgefackelt hatten; er war gerade beruflich in Tunis. «Letztendlich bin ich der Antifa dankbar», sagt er und lacht, «dadurch bin ich, wesentlich ökologischer, auf die öffentlichen Verkehrsmittel umgestiegen, die hier für mich sehr günstig liegen. Im Übrigen hatte das Auto schon 220 000 Kilometer auf dem Buckel.»

Eigentlich wollte ich ihn Cello spielen sehen, doch sein Instrument ist in der Werkstatt; der Steg war verzogen und musste erneuert werden. Als Ersatz bietet er ein Youtube-Video an, das ihn als Solisten in einem Cello-Konzert von Carl Stamitz auf der von ihm gegründeten Musikwoche in Schmochtitz zeigt. Bald erfüllen warmes Saitenklänge sein Arbeitszimmer.

(So also kann das klingen, denke ich bewundernd, bei mir hat es nur zu einer gekratzten Version des Largo aus Händels «Xerxes»-Oper gereicht, wieder war das kulturzertrümmernde 1968 schuld! – das Jahr, in dem ich vom strengen Internat nach Stuttgart zur Familie wechselte, ausnahmsweise nicht gefeuert, sondern freiwillig, ans Karlsgymnasium, wo Schiller, der Freiheitsdichter, zur Schule gegangen war – ich spürte, die Hippiebewegung braucht mich, die *counterculture*, nicht zuletzt die Weltrevolution, die Herrschaftskritik – letztlich der logische Weg zum Sympathisantentum mit der AfD.)

Stärker als der liebe Gott?

Patzelt spielt, wenn es der Terminplan zulässt, täglich eine Stunde. Besondere Freude bereiten ihm die Sessions mit seinem Sohn Willi, der am Klavier oder auf der Geige musiziert. Und an Heimspiel-Wochenenden geht es mit ihm zu Dynamo Dresden. Kurze Fachsimpelei hier im Wohnzimmer, unter einem Gemälde mit leuchtend farbigen Quadraten seines Künstlerfreundes Roland Unger, über die Transferpolitik von Bayern München.

Doch die Musik ist seine wirkliche Leidenschaft. Patzelt leitet seit vier Jahrzehnten Chor- und Instrumentalwochen. Die Musik wird, meint er, womöglich auch der Kirche über mancherlei Umbrüche der Moderne hinweghelfen. Jedenfalls «haben wir hier in der Diaspora eine äusserst lebendige Gemeinde», und tatsächlich macht er seit Jugendzeiten Kirchenmusik – inzwischen gemeinsam mit seinem Sohn.

Neben anderem hat er einen Gesprächskreis katholischer Intellektueller mitbegründet;



«Ernstzunehmenden Gründe»: CDU-Politiker Alexander Dierks (l.), Patzelt.

der AfD-Europa-Abgeordnete Maximilian Krahe hatte mir am Abend zuvor davon erzählt, er ist ebenfalls dabei.

«Ich soll Sie herzlich grüssen.»

«Grüssen Sie zurück!»

«Wird denn der Kreis bestehen bleiben, trotz Markus Söders Kontaktsperre-Anordnung? Oder anders: Ist Söder stärker als der liebe Gott?»

Patzelt lacht. In Worte übersetzt: Aber klar!

Mittlerweile, sage ich, hätten die Wetterhähne die Kreuze der Kirche ersetzt. «Natürlich war es verheerend, dass Reinhard Marx und Heinrich Bedford-Strohm auf dem Tempelberg ihre Kreuze versteckt haben!»

Eindringlich wird in diesen Zeiten von den Rednerpulten (Kanzeln gibt es nicht mehr) vor der AfD gewarnt. Ein Christ dürfe dort nicht mitmischen, meinte Kardinal Marx, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz (DBK). «Reinheitsgebote also auch im Glauben – so weit geht das schon!», schäume ich.

Patzelt hingegen bleibt gelassen. Er wird am nächsten Vormittag in Berlin auf dem Podium sitzen und über ein Papier der deutschen Kirche zum «Rechtspopulismus» debattieren. Die DBK ist besorgt über rechtspopulistische Tendenzen, die «weit in die Kirche hineinreichen», und hat ein Arbeitspapier erarbeitet, «einen Leitfadens für die Gemeinden, um diesen Tendenzen zu widerstehen». Das Papier sei gar nicht schlecht, sagt er. (Zu meiner Enttäuschung.)

Hm. Ein paar Tage später werden einige Bischöfe die «Seenotretterin» und kriminelle Schlepperin Carola Rackete im Namen der Menschlichkeit rühmen, und Patzelt wird am Telefon spotten: «Jetzt gibt's neben Greta Thunberg eben noch eine zweite Heilige.» (Na bitte, geht doch.) Sein Sohn kehrt in die Wohnung zurück und setzt sich zu uns, kurze Kha-

kis, grünes Poloshirt, kurze Haare, kräftige Radfahrerwaden. Er kommt vom Klavierunterricht. Aufgeweckter Junge, die Harmonie zwischen Vater und Sohn ist auf die schönste Weise spürbar; er wird sich mit ihm in den Wahlkampf stürzen.

Wir reden über den Konservatismus. Patzelt ist allem Neuen gegenüber durchaus aufgeschlossen, «aber es hat nicht von vornherein recht, sondern muss sich schon auch bewähren, bevor man an ihm festhält». Das wäre seine Definition von Konservatismus.

Sohn Willi fällt ein und zitiert den Paulusbrief an die Thessalonicher: «Prüfet alles, das Gute behaltet.»

Patzelt, der Professor, führt dann im Anschluss an Augustinus den Unterschied zwischen der «civitas terrena» und der «civitas Dei» aus: Unsere Aufgabe sei es nicht, das Paradies auf Erden zu errichten, das grenze nämlich an menschlichen Allmachts-wahn – worin wir ausnahmsweise übereinstimmen, und ich erinnere an die Umbaupläne der Grünen und an Katrin Göring-Eckardts begeisterten Ausruf: «Dieses Land wird sich ändern, und zwar radikal, und das ist auch gut so.»

(Gleichzeitig denke ich damit auch an die grüne Kanzlerin, die dieses Land tatsächlich radikal verändert hat. In anderen Worten: ruiniert hat. Und die CDU scheint wild entschlossen, ihr in den Sonnen-Untergang zu folgen. Mittlerweile hat Ex-Generalsekretär Peter Tauber die Kampfzone sogar ausgeweitet und fällt keifend über altgediente Parteimitglieder wie Erika Steinbach und Max Otte her.)

Was wird sie tun nach Ende der Amtszeit? «Promoveatur, ut amoveatur», wünscht sich Patzelt, also «befördern, um sie loszuwerden».

(Und schon wieder erinnert er mich an den seligen Franz Josef Strauss, der gerne lateinische Weisheiten in seine Rede mischte. Allerdings fehlt ihm dann doch das Wilde, das Kampfschweinhafte.) Das wird dann einige Tage später auch tatsächlich Wirklichkeit, allerdings nicht für Merkel, sondern für die von ihr als EU-Kommissions-Präsidentin vorgeschlagene, als Verteidigungsministerin glücklose Ursula von der Leyen.

Auf meinen Wunsch setzt sich Willi ans Schimmel-Klavier und spielt eine Partita von Bach. Er wiegt sich ein in das virtuose Zählwerk der Komposition, schliesst die Augen bei den halsbrecherischen Läufen, als wären sie ein Kinderspiel.

Nun taucht Angad auf, der schlanke, feingliedrige indische Austauschschüler, überaus höflich und klug, Sohn eines Architekten. Willi war in dessen Familie zu Gast in der südindischen Millionenstadt Bangalore; das hier ist Angads Gegenbesuch. (Warum haben wir nicht eine Million von seiner Sorte eingeladen?)

Zeit für den Aufbruch

Während wir auf dem Balkon aufs Taxi warten, bleibt unten einer auf der Strasse stehen, Handtuch um die Schulter, Joggingsschuhe in der Hand, ein Kollege vom Institut für Evangelische Theologie. Er ruft hoch: «Wie geht's?» – «Könnte nicht besser sein», ruft Patzelt nach unten, «keine Pflichten mehr, nur noch Rechte!» Er lacht.

Das ist die Version eines bayerischen Lebenskünstlers! In Wahrheit gab es zu Anfang des Jahres einen Spiessrutenlauf für Patzelt, einen weiteren, einen ideologischen. Die Senior-Professur mit der Chance auf Drittmittel für weitere Forschung, die ihm in Aussicht gestellt worden war, eine Routineregulation für zur Emeritierung anstehende Professoren – im letzten Moment war sie verweigert worden, und zwar aus offensichtlich politischen Gründen.

Hinterrücks taten sich da manche als Verleumder hervor. Ein Soziologieprofessor brachte es tatsächlich fertig, vor Kollegen zu bezweifeln, dass Patzelt überhaupt noch auf dem Boden des Grundgesetzes stehe. Hexenjagen an den Universitäten!

Patzelt, der bayerische Lockenkopf, scheint das alles mit bajuwarischer Gelassenheit zu nehmen. Zum Abschied drückt er mir neben einem Buch über die Liturgie der frühchristlichen Agape-Feiern, dessen Mitverfasser er war, eines über die heutigen politisch korrekten Einengungen des akademischen Betriebes in die Hand. Er hat dazu ein Kapitel über eigene Erfahrungen beigesteuert.

Ob ihm nicht manchmal der Gedanke kommt, dass er sich parteipolitisch an der falschen Front verkämpft? «Nein», sagt er und lächelt. «Ich bin mit mir völlig im Reinen.» ○

Hochschule gegen den Terror

An einer israelischen Akademie kann man Kurse zur Gewaltbekämpfung buchen. Die Klientel reist aus aller Welt an. Das Training ist wirksam.

Von Pierre Heumann



«Zivilisten schützen»: Trainings-Camp von Caliber 3.

«Seid ihr zum Training bereit?» schreit der Instruktor. «Ja!», ruft die Gruppe. Und laut und schneidig geht es weiter: «Von jetzt an gilt: Aggressiv sein! Klar?»

Wir sind im Westjordanland, im Camp von Caliber 3, in der grössten israelischen Anti-Terror-Akademie. Ehemalige Elite-Offiziere verbreiten und vermarkten hier ihre Erfahrungen im Kampf gegen den Terror. Sie bringen den Kunden nicht nur bei, wie sie sich bei Attacken mit der Waffe wehren können, sondern auch, dass das scharfe Beobachten der Umgebung zum Einmaleins der Terrorbekämpfung zählt.

Geübt wird auf einem nachgestellten orientalischen Markt. Auf dem Gelände sind Attrappen von Gemüse- und Fruchteständen aufgestellt. Während man arglos die Fake-Ware prüft, ertönt plötzlich der laute Warnruf «Terrorüberfall!». Im Nu ist ein Kommando zur Stelle, stellt den Verdächtigen nach, setzt einen Kampfhund ein, schießt, um die Angreifer auszuschalten. «Wir müssen Zivilisten schützen und uns gleichzeitig an unsere ethischen Werte halten», sagt der Instruktor, ein Einwanderer aus den USA, der in der israelischen Armee während mehrerer Jahre in einer Anti-Terror-Einheit gedient hat.

Gründer der Sicherheitsakademie ist Sharon Gat. Er war in der israelischen Armee ein gesuchter Spezialist für den Kampf gegen Terroristen. «Ich wurde als Kämpfer geboren, und ich werde als Kämpfer sterben», sagt der

47-jährige Reserveoffizier. Nach seinem Austritt aus der Armee wurde er häufig mit Anfragen zum Kampf gegen den Terror konfrontiert. «Weil ich sah, dass es für mein Wissen eine Nachfrage gibt, gründete ich mein Unternehmen.» Das war vor fünfzehn Jahren. Heute erwirtschaftet er mit 150 Mitarbeitern einen Umsatz von rund 15 Millionen Franken.

Seine Kurse werden jährlich von 120 000 Personen besucht. «Wir sind vermutlich die grösste Anti-Terror-Akademie der Welt», sagt Gat. Zu seinen Kunden zählen Polizeifachleute und Personenschützer aus Israel, aus Europa und den Vereinigten Staaten. Darunter seien auch Schweizer Teilnehmer – Namen sind Gat aber nicht zu entlocken. Bei ihm trainieren zudem junge Israelis während vier Wochen, um sich auf den dreijährigen Militärdienst vorzubereiten, und wer mag, kann sich in ein Überlebenstraining einschreiben, in dem man lernt, 48 Stunden lang widrigsten Bedingungen zu widerstehen.

Beliebt ist die Akademie auch bei Touristen, mit denen Gat 20 Prozent seines Umsatzes generiert. Für sie gibt es eine Schnellbleiche im Umgang mit automatischen Flinten und Scharfschützengewehren. In meiner Gruppe war eine Familie aus Pittsburgh: Nach der Massaker in der Synagoge Ende Oktober mit elf Toten hätten sie sich spontan entschlossen, den Kurs zu absolvieren – mit Kindern, Eltern und Grosseltern.

Ob aus China oder Japan, Europa oder Amerika: Touristen können sich auf Wunsch auch in Krav Maga unterrichten lassen, der für Israels Sicherheitskräfte entwickelten Nahkampfmethodik, bei der unter anderem Boxen, Ringen, Judo und Karate kombiniert werden. «Wir warten nicht, bis der Selbstmordattentäter zuschlägt», bringt Gat die israelische Mentalität auf den Punkt, «wir müssen stets bereit sein.»

«Verstanden?», will der Instruktor in schneidigem Ton wissen. – «Verstanden!»

Das Trainingscamp liegt ausserhalb der Siedlung Efrat, südlich von Jerusalem in besetztem Gebiet. In den palästinensischen Nachbardörfern stösst Caliber 3 auf Kritik. Das Camp heize die Spannungen zwischen Israelis und Palästinensern an, indem Palästinenser als Terroristen und Feinde dargestellt würden, auf die man schießen müsse, um sich zu retten. Gat hat für diese Kritik wenig Verständnis. «Es ist leider eine Realität, dass wir fast täglich von Arabern angegriffen werden», erklärt er. Vom Libanon über Syrien und Jordanien bis nach Ägypten würden Terroristen Pläne aushecken, um Israel und dessen Bürger anzugreifen. «Um nahe an der Realität zu sein, zeige ich, wer unser Feind ist.»

«Ihr müsst in die Armee gehen»

Als Gat ein Kind war, hoffte seine Mutter noch, dass Israel an seinem achtzehnten Geburtstag in Frieden leben und er nicht rekrutiert werden würde, erinnert er sich. Heute trichtert er seinen Kindern illusionslos das Gegenteil ein: «Ihr müsst in die Armee gehen, das ist eine Tatsache.»

Caliber 3 ist nicht nur ein künstlicher Schauplatz für Anti-Terror-Übungen, sondern auch Tatort. Nicht weit davon entfernt kam es wiederholt zu Attacken, zum Beispiel Mitte September im vergangenen Jahr. Ari Fuld, ein amerikanisch-israelischer Doppelbürger aus Efrat, wurde in einem Einkaufszentrum von einem palästinensischen Teenager von hinten mit dem Messer angegriffen. Fuld konnte gerade noch erkennen, dass der Terrorist sich ein weiteres Opfer suchte, eine Falafelverkäuferin. Mit letzter Kraft rannte Fuld, lebensgefährlich verletzt, dem Terroristen nach und überwältigte ihn, bevor dieser mit dem Messer ein zweites Mal zustechen konnte. Kurze Zeit später starb Fuld, nachdem er das Leben der Frau gerettet hatte. Er hatte zu den Ersten gehört, die bei Gat ein Training durchliefen, um Terroropfer zu verhindern. ○

Todeswunsch der US-Demokraten

Von Hansrudolf Kamer — Die Demokraten wollen Präsident Trump aus den Angeln heben. Bisher sind alle Ansätze gescheitert. Die Flucht in den Staatskapitalismus wird auch nicht helfen.



Die amerikanischen Demokraten finden kein Rezept gegen Präsident Donald Trump. Dieser hat ein gutes Halbjahr hinter sich, und seine Perspektiven für eine Wiederwahl im nächsten Jahr haben sich verbessert. Seine Politik ist über weite Strecken erfolgreich – in der Wirtschaft generell, aber auch in der Einwanderungspolitik.

Die Demokraten wirken ideenlos. Nachdem sie alle Karten auf den Sonderermittler Mueller gesetzt hatten, um Trump zu delegitimieren, stehen sie nun mit leeren Händen da. Als letzten Akt der Verzweiflung schwingen sie die Rassistenkeule, wo immer sie können. Selbst Barack Obama wird aus der Versenkung geholt, um den Amoklauf in El Paso Trump in die Schuhe zu schieben.

Die Demokraten wirken ideenlos. Nachdem sie alle Karten auf den Sonderermittler Mueller gesetzt hatten, um Trump zu delegitimieren, stehen sie nun mit leeren Händen da. Als letzten Akt der Verzweiflung schwingen sie die Rassistenkeule, wo immer sie können. Selbst Barack Obama wird aus der Versenkung geholt, um den Amoklauf in El Paso Trump in die Schuhe zu schieben.

Die Politisierung der Massenmorde wird auch nicht zum Ziel führen, denn die Motive der Killer sind schillernd und weisen in alle politischen Richtungen. Die Demokraten kommen nicht darum herum, eine Politik zu formulieren, die nicht nur ihre Basis in den grossen Staaten an der Küste für gut befindet. Es nützt wenig, mehr Stimmen dort zu holen, wo sie ohnehin zahlreich sind.

Sie müssten mit einer geeigneten Politik jene Staaten anvisieren, die letztes Mal Trump gewählt haben. Sie machen genau das Gegenteil. Alle ihre über zwanzig Präsidentenanwärter sind stark nach links gerutscht – und zwar links von Positionen, die einst die Administration Obama eingenommen hatte. Dabei hat Trump Zustimmungsraten, die solide sind, aber selten mehr als 44 Prozent erreichen.

Erfolgreich im veganen Oregon

Die Demokraten vertreten eine Politik, die bestenfalls im waldigen Vermont, im veganen Oregon und im intellektuellen Hub von Berkeley, Kalifornien, mehrheitsfähig ist. Die grossen Medienhäuser, mit Ausnahme von Fox News und der Meinungsseite des *Wall Street Journal*, unterstützen die Demokraten in ihrem Todeswunsch.

So stand jüngst im *New Yorker* Folgendes zu lesen: «In den letzten Monaten gab es eine Serie von grösseren Ereignissen, darunter die lang erwartete Publikation des Mueller-Reports; eine Verschlechterung der humanitären Krise an der

Südgrenze; der Präsident, der rassistische Vorwürfe an demokratische Mitglieder des Kongresses schleudert und eine grössere amerikanische Stadt eine abscheuliche, von Nagetieren verpestete Schweinerei nennt.»

Trump ist kein Rassist, Mueller war ein Rohrkrepierer, die Grenzsicherung im Süden macht Fortschritte. Aber Baltimore wird seit Jahrzehnten von Demokraten regiert und schickt demokratische Abgeordnete in den Kongress. Amerika ist über das Stadium hinaus, dass allein die Hautfarbe vor Kritik schützt. Und Trumps Wirtschaftspolitik begünstigt auch die schwarze und Latino-Mittelklasse.

Vernünftiger demokratische Parteigänger räumen ein, dass Trump recht hat. Er nennt Dinge beim Namen, die in besserer Gesellschaft nicht erwähnt werden. Das macht einen grossen Teil seiner Anziehungskraft aus.

Dem setzen die Demokraten eine sogenannte progressive Politik gegenüber, die die Privatwirtschaft zurückdrängen und den staatlichen Einfluss stark erhöhen würde. Bernie Sanders ist ein selbsternannter Sozialist, andere wie Elizabeth Warren sind es de facto. Es geht um drastische Steuererhöhungen, um eine staatliche Zwangsverpflichtung auf den «Green New Deal», um eine staatliche Krankenversicherung («Medicare for All»), um offene Grenzen (Dekriminalisierung illegaler Grenzübertritte), um

Reparationszahlungen für die Epoche der Sklaverei und um anderes mehr – Programme, die in Peoria, Illinois, nicht punkten.

Der einzige Demokrat, der nicht vorbehaltlos auf der Linkswelle schwimmt, ist der Spitzenreiter, der ehemalige Vizepräsident Joe Biden. Biden steht aber unter Druck und korrigiert laufend Positionen, die er vor Jahren in seiner langen Karriere vertreten hat. Er rechnet damit, dass er später diese Korrekturen wieder umpolen kann.

Hält Biden durch?

Biden ist 76 Jahre alt und wirkt älter. Seine Präsenz in den Debatten lässt nach, und es ist schwer vorstellbar, dass er durchhält. Dass er trotz pausenloser Attacken vom linken Flügel das Feld mit Abstand anführt, reflektiert den innigen Wunsch demokratischer Wähler nach einem besonnenen Kandidaten. Ob Biden dem Wunsch wirklich entspricht, ist eine andere Frage. Aber er ist der Einzige, dem zugetraut wird, Trump schlagen zu können. Die andern sind Kanonenfutter.

Was genau die Partei Roosevelts, Trumans, Kennedys, Johnsons und Clintons dazu treibt, die politische Vernunft in den Wind zu schlagen, ist kaum zu ergründen. Noch bei den Kongresswahlen 2018 fanden sie genügend «gemässigte», will sagen glaubwürdige Kandidaten, um die Mehrheit im Repräsentantenhaus zu gewinnen.

Von diesen hört man kaum mehr etwas – es sind vielmehr die vier lauten Kongressfrauen des «Squad», die, von den Medien angestachelt, alles dominieren. Für Trump sind sie ein Pars pro Toto, eine bequeme Zielscheibe, auf der alles, was die Demokraten ausmacht, getroffen werden kann.



Wirken ideenlos: Kandidaten Julián Castro, Cory Booker, Joe Biden, Kamala Harris, Andrew Yang (v.l.).



Prophetin der Umweltapokalypse: Greta Thunberg (z.v.r.) mit Teilnehmerinnen des Gipfels «Smile for Future» in Lausanne.



Ikone der Woche

Greta war da

Von Jürg Altwegg

Zwei ergraute Herren begleiteten Greta (Thunberg) in Lausanne: der Ehrenpräsident des Club of Rome Ernst Ulrich von Weizsäcker, 80, und der einheimische Nobelpreisträger Jacques Dubochet, 77, der einst im Waadtland als erster Schüler mit Dyslexie anerkannt worden war. Sie kam auf Einladung des lokalen «Fridays for Future»-Komitees, Lausanne war dank seiner fleissig streikenden Schüler Dutzenden von Städten vorgezogen worden. Eine ganze Woche dauert der Gipfel «Smile for Future» mit Jugendlichen aus ganz Europa. Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer reisten mit der Bahn an – auch aus Bulgarien und der Ukraine.

«Wenn man den Nobelpreis bekommen hat, wird alles geglaubt, was man sagt», spottete Dubochet. «Davon mache ich Gebrauch, um die Dummheit unserer Wirtschaft anzuprangern, die Geld schafft und die Umwelt zerstört.» Und, zu Greta gewandt, ergänzte er: «Du hast mich zum Weinen gebracht.»

Der Sechzehnjährigen glaubt man noch mehr als jedem Wissenschaftler. Die Prophetin der Umweltapokalypse erliess einen dramatischen Aufruf an die älteren Generationen, die Jugend bei der Rettung der Welt nicht allein und im Stich zu lassen. Konkrete Ziele wurden propagiert und radikale Massnahmen gefordert. Der CO₂-Ausstoss soll bis 2030 um 80 Prozent verringert, bis 2050 neutralisiert werden. Die Gründung einer politischen Partei schwebt Greta nicht vor, Umweltsünder müssen nicht ins Gefängnis – aber von Brüssel wird neues Bildungsmaterial verlangt.

Der Schulstreik geht weiter

Die rund hundert anwesenden Journalisten forderte Greta auf, dem neuen Bericht der Uno-Klimaexperten, die gerade in Genf tagen, die nötige Publizität zu vermitteln: «Wenn die Menschen begreifen, worum es geht, werden sie erwachen.»

Greta was here. «Schulstreik Woche 50», hatte sie bei ihrer Abreise aus Stockholm getwittert: «Dies ist der letzte Tag für mich in Schweden.» Lausanne war die erste Station, jetzt geht es zur Uno-Klimakonferenz, die im September in New York stattfindet. Emissionsfrei wird sie über den Atlantik segeln, der Beginn der Reise hängt vom Wetter ab.

Ihre Tour wird sie nach Kanada und Südamerika führen. Der Schulstreik aber, hat sie zum Abschied getwittert, geht weiter: «Solange es erforderlich ist.» Nach den Ferien und dem laut Klimaexperten heissesten Juli aller Zeiten erst recht.

Bis die Knochen vibrieren

Unterwegs im Tourbus mit der härtesten Band der Schweiz an das grösste Heavy-Metal-Festival der Welt. Tom Gabriel Fischer gehört zu den Helden des legendären Wacken Open Air bei Hamburg, das jährlich 75 000 schwarzgekleidete Rocker anlockt. *Von Rico Bandle*

Es ist halb zwei Uhr morgens, wir befinden uns irgendwo auf einer Autobahn in Süddeutschland. Knappe drei Stunden sind wir schon unterwegs in dem zweistöckigen Bus, elf Stunden Fahrt stehen uns noch bevor. Tom Gabriel Fischer verabschiedet sich. Er wolle fit sein am folgenden Tag. Kaum ist der Sänger im oberen Stock verschwunden, wo die Schlafpritschen sind, beginnt Gitarrist André Mathieu vom Bandleader zu schwärmen. «Tom hat ein ganzes Genre geprägt, er wird weltweit verehrt.» Im Ausland werde er stets umschwärmt, er spiele an den wichtigsten Festivals rund um den Globus. «Nur in der Schweiz kennt ihn niemand.»

Wir befinden uns auf der Reise nach Wacken. Das 1800-Seelen-Kaff nördlich von Hamburg erfährt alljährlich eine Invasion von 75 000 schwarzgekleideten Rockern. Tom Gabriel Fischer ist zum fünften Mal an die viertägige Veranstaltung eingeladen, die als grösstes Heavy-Metal-Festival der Welt gilt. Mit seiner früheren Band Celtic Frost spielte Fischer ein Mal, mit seiner jetzigen Hauptband Triptykon zwei Mal als Headliner auf der Hauptbühne, jeweils vor rund 50 000 Zuschauern.

Nun geht es mit seinem Nebenprojekt Triumph of Death nach Wacken – einer neuen, vierköpfigen Formation, die ausschliesslich Songs von Fischers Jugendformation Hellhammer spielt – einer Band, die in der Metal-Szene bis heute Kultstatus genießt.

Die Reise ins Epizentrum der finsternen Musik startete um elf Uhr nachts in der Industriezone von Opfikon. Ein schwarzer Doppelstockbus mit der Aufschrift «Nightliner Service» wartete vor Fischers Proberaum. Zwanzig Schlafplätze hat der Bus, allerdings sind in dieser Nacht nur fünf belegt: von den vier Bandmitgliedern und dem Journalisten, der sie die nächsten dreissig Stunden begleitet. Die Techniker und Bühnenhelfer reisen individuell mit dem Flugzeug an. «Ja, dieser Bus ist Luxus, aber den gönnen wir uns», sagt Fischer, «dafür spiele ich schon 38 Jahre.»

Die Stimmung ist ruhig, keine Musik wird abgespielt, niemand trägt Kopfhörer. Eine gewisse Anspannung ist den Musikern anzusehen. Für alle ausser dem 56-jährigen Fischer wird es das Debüt in Wacken sein. Eine Riesensache. Fischer beschwichtigt. Wacken sei zu einem Freizeitpark geworden. Die Musik sei nur noch ein Aspekt von vielen. «Dieser Gigantismus ist nicht so meine Sache.» Er bevorzuge kleinere Veranstaltungen, wo die echten Fans

unter sich seien. Es sind die Worte eines Aussenseiters, der plötzlich im Zentrum eines Festivals steht, das Mainstream geworden ist.

Trotz der riesigen Konkurrenz an Sommerfestivals ist das Wacken Open Air stets Monate im Voraus ausverkauft. Sich vier Tage lang ungeduscht im schwarzen T-Shirt bei hartem Sound auszutoben, ist eine gefragte Ablenkung vom Alltag, das Abtauchen in eine andere Welt. In Wacken gelten eigene Regeln. Ob jung oder alt, Bauer oder Banker, dürr oder dick, an dem Festival sind alle gleich.

Harte Kerle und ihre Katzenbilder

Die Bandmitglieder trinken einige Biere, erzählen von früheren Tourneen in vollgestopften Nightlinern, wo es gestunken habe und die Toilette übergequollen sei. Heute ist alles anders. Mit Tom unterwegs zu sein, ist für alle eine grosse Ehre, wie sie immer wieder sagen.

Im Bus darf geraucht werden, doch die Musiker beschränken sich auf E-Zigaretten. Aus Rücksicht auf Fischer, der weder raucht noch Alkohol trinkt, geschweige denn andere Drogen konsumiert. Tom Gabriel Warrior, wie er sich auf der Bühne nennt, der Krieger der Finsternis, ist zudem Veganer und engagiert sich für den Tierschutz. Die langhaarigen Ker-

Jungs am Rande der Gesellschaft, die sich zum Musikmachen zusammentaten.

le und die einzige Frau im Bus, Bassistin Mia Wallace, zeigen einander auf ihren Mobiltelefonen Bilder ihrer Katzen. Offensichtlich das bevorzugte Haustier von Metal-Musikern. Auch Fischer lebt mit drei Prachtsexemplaren in seiner Wohnung in Bassersdorf.

Achtzehn Jahre alt war Thomas Gabriel Fischer, als er mit zwei Kollegen in Nürensdorf ZH die Band Hellhammer gründete. Es waren Jungs am Rande der Gesellschaft – mit einer verpfuschten Jugend –, die sich zum Musikmachen zusammentaten. Fischer und seine Mutter lebten in einer Messie-Wohnung mit neunzig Katzen. Der Teppichboden war mit deren Fäkalien getränkt. Ein Horror. Der Vater haute ab, als Tom klein war. Mit ordentlich Wut im Bauch nahmen sich die Kerle die härtesten Metal-Bands zum Vorbild und versuchten, sie in Sachen Härte zu überbieten.

In den 1990er Jahren erlangte Black Metal vor allem in Skandinavien mit seinen Verbin-

dungen zum Okkultismus zweifelhaften Ruhm. Kirchen gingen in Flammen auf, Leute brachten sich im Rausch von Schlagzeug und Gitarre um. Hellhammer war damals schon zehn Jahre lang Geschichte, trotzdem wurde die Band für die Auswüchse mitverantwortlich gemacht. Als Beweis diente eine Liedzeile, in der es um das Anzünden von Kirchen ging. Dabei – die Band hatte in den zwei Jahren ihres Bestehens keinen einzigen öffentlichen Auftritt gehabt. Niemand hatte die verschrobene Kerle mit ihrem düsteren Sound und den langen Haaren ernst genommen.

Durch die Demotapes wurde Hellhammer lange nach ihrer Auflösung zur Kultband. Ihre Musik gilt heute in der Szene als wegweisend. Weltweit berufen sich Heavy-Metal-Formationen auf Hellhammer und die Nachfolgeband Celtic Frost. So bezeichneten etwa Nirvana und Foo Fighters die Schweizer als wichtige Inspirationsquelle.

Mit Celtic Frost gelang der grosse Durchbruch. Die Band machte Tourneen in den USA, Südamerika und Japan und verkaufte rund zwei Millionen Alben. Ein enormer Wert für eine Black-Metal-Formation. In der Schweiz aber nahm kaum jemand Kenntnis von dem Phänomen. Erst als vor zwei Jahren Fischers langjähriger Weggefährte Martin Stricker alias Martin Eric Ain starb und Rockgrößen aus aller Welt ihrer Trauer Ausdruck gaben – Metallica spielte zu Ehren Strickers an einem Konzert sogar einen Celtic-Frost-Song –, merkten hiesige Journalisten, dass da offenbar etwas Grosses war.

Auftritt: Chris von Rohr

Mittlerweile ist es halb drei Uhr im Tourbus, allmählich legen sich auch die anderen Bandmitglieder auf ihre Schlafpritschen. Mir als Nightliner-Neuling geben sie den Tipp, mich mit den Füßen in Fahrtrichtung hinzulegen, um bei einer Vollbremsung den Kopf nicht anzuschlagen. Eine Fahrerin und ein Fahrer wechseln sich am Steuer ab, gestoppt wird nur zum Tanken.

Punkt dreizehn Uhr erreicht der Bus Wacken. Kaum ausgestiegen, umarmt Fischer die ersten Leute. Er scheint alle zu kennen: Musiker, Roadies, Veranstalter. Der Backstage-Bereich von Wacken, das «Artist Village», ist wie ein grosses Familientreffen. Die Künstler und ihre Entourage werden mit ausgezeichnetem Essen von Fernsehkoch Tim Mälzer verköstigt. Hier laufen wir auch einem alten Bekannten



Veganer und Krieger der Finsternis: Musiker Tom Gabriel Fischer.

über den Weg: Rock-Schamane Chris von Rohr schlendert über das Gelände. Er trägt bereits sein Bühnenoutfit, eine schwarze Bluse, bis zum Bauchnabel geöffnet, mit einem braunen Schal über der Schulter. Krokus wird um siebzehn Uhr auf der Hauptbühne auftreten. Sänger Marc Storace, neuerdings mit Bart, wirkt etwas geistesabwesend. Ein Begleiter folgt ihm sogar zur Toilette, damit er sicher rechtzeitig zurückfindet. Auch für die erfolgreichste Schweizer Rockband ist Wacken eine grosse Angelegenheit. Man sei schon einen Tag vorher angereist, um dieses legendäre Festival zu geniessen.

Ich verlasse das «Artist Village». Sich auf dem riesigen Gelände zurechtzufinden, ist gar nicht so einfach. Allein der Caravan-Platz für die Tausenden von Mitarbeitern und Helfern ist wie eine Stadt für sich. Das Campingareal für die Besucher erstreckt sich, so weit das Auge reicht – Zelte, Wohnmobile und Autos. In Wacken darf man tatsächlich mit dem Auto auf den Campingplatz fahren. Manche Besucher haben Stromgeneratoren mitgebracht, so dass die Party nach dem letzten Konzert volle Dröhnung weitergehen kann. Wie da jemand schlafen kann, bleibt rätselhaft – aber zum Schlafen kommt auch niemand her.

Die Organisation ist gewaltig: 220 Bands reisen mit eigenem Material an. Alles muss zur richtigen Zeit auf der richtigen der acht Bühnen stehen – eine logistische Meisterleistung. Die 75 000 Besucher müssen versorgt, die sanitären Anlagen in Betrieb sein, und die Sicherheit muss gewährleistet sein. Alles funktioniert perfekt, jedes Konzert beginnt pünktlich auf die Minute. Die ganze Region sei in das Festival involviert, sagt ein Feuerwehrmann.

Wacken ist ein Vorzeigebispiel deutscher Gründlichkeit und Perfektion. Die Besucher

steuern das Ihre bei. Die harten Kerle und die ebenso harten Damen bilden das friedfertigste Volk, das man sich vorstellen kann. Alles höchst freundliche und zuvorkommende Menschen. Unter den Metalheads, so nennen sich die Heavy-Metal-Fans, herrscht ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Aggression wird in der Musik ausgelassen, nirgends sonst. Selbst am nächsten Tag, als mitten im Konzert der Schweizer Folk-Metal-Band Eluveitie das ganze Gelände wegen einer Sturmwarnung evakuiert werden muss, verläuft alles reibungslos. Zehntausende von Rockern halten sich genau an die Anweisungen und verlassen in aller Ruhe das Areal.

Punkt siebzehn Uhr fällt der Vorhang für Krokus auf der Hauptbühne. In den vordersten Reihen stehen viele Schweizer. Einige haben eine Schweizer Fahne mitgebracht, schliesslich ist 1. August, Nationalfeiertag. Die Band aus Solothurn braucht etwas Anlaufzeit. Die Voraussetzungen sind nicht einfach: Die Sonne prallt mit voller Wucht auf das Gelände, es ist heiss, die Lichtshow geht im Sonnenlicht unter. Zudem wird der schmissige Partyrock von Krokus nicht von allen gleichermassen goutiert. Bei dem Festival steht härtere, düstere Musik im Zentrum. Trotzdem, die Stimmung hebt sich von Song zu Song. Als die Band voll in Fahrt ist und mit dem Dylan-Klassiker «Mighty Quinn» die Massen hinter sich hat, ist das Konzert schon fertig.

Chris von Rohr wirkt nach dem Konzert zufrieden, aber nicht euphorisch. Er schaut bereits nach vorne. Krokus laufe es so gut wie nie, erzählt er. Eine Amerika-Tour stehe bevor, die Band erhalte Auftrittsfragen aus aller Welt. «Es ist, als gehe es erst richtig los.»

Derweil warten die Musiker von Triumph of Death auf ihren Auftritt, der um Mitternacht



Ankunft in Wacken: Tourbus mit Schlafabteil.

im Zelt angesetzt ist. Einem Zelt notabene, das fast so gross ist wie das Zürcher Hallenstadion. Erst fünf Mal hat die Band in dieser Formation vor Publikum gespielt. «Eigentlich haben wir zu wenig geprobt», sagt Fischer.

Verwandlung zu Bühnenmonstern

Mittlerweile sind auch die fünf Roadies eingetroffen, darunter zwei Gitarren- und ein Basstechniker, die ausschliesslich für Wartung und Instandhaltung der elektrischen Saiteninstrumente zuständig sind. Etwa um 22 Uhr begeben sich die Musiker in den Garderoben-Container und verwandeln sich zu düsteren Bühnenmonstern. Bei Tom Gabriel Warrior laufen wie immer dicke schwarze Tränen die



Vorzeigebispiel deutscher Gründlichkeit und Präzision: Festivalgelände in Wacken bei Hamburg.



Auftrittsbereit: Musiker von Rohr und Mathieu.



Bühnenmonster: Frontmann Fischer.



Musik wie eine Steinlawine: Triumph of Death nach dem letzten Song.

Backen runter. Der Musiker greift zu einer Parfümflasche. «Ich rieche gerne gut auf der Bühne», sagt er.

In der Garderobe ist ein Hinweis angebracht, wonach es den Bands strikt verboten ist, eine «Wall of Death» anzuordnen. Das Konzert werde ansonsten sofort abgebrochen. Eine «Wall of Death» bedeutet, das aufgepeitschte Publikum in zwei Gruppen aufzuteilen, mit einem Leerraum in der Mitte. Dann rennen die Massen aufeinander los. Diese im Heavy Metal verbreitete, brutale Form des Pogo-Tanzes hat schon Todesfälle verursacht.

Um 23.15 Uhr holt ein Bus die Band ab und fährt sie zum Zelt, wo das Konzert stattfindet. «Jetzt führt man uns zur Guillotine», witzelt Fischer. Die Instrumente und Verstärker stehen schon auf der Bühne bereit. In Wacken sind immer zwei Bühnen nebeneinander platziert, so dass auf einer aufgebaut werden kann, während auf der anderen gespielt wird.

Es herrscht eine gespenstische Stimmung hinter dem Vorhang. Einerseits ist da ein bombastischer Lärm der Band nebenan, andererseits strahlen die Musiker in ihrer Konzentration meditative Ruhe aus. Jedes Kabel wird kontrolliert, jedes Instrument getestet, nichts dem Zufall überlassen. 23.55 Uhr, alles ist bereit. Einzelne Bandmitglieder gähnen, ein Ausdruck der Anspannung.

Höllentempo, Höllenlärm

24 Uhr, der Vorhang fällt, geradezu sanft startet die Musik, um dann wie eine Steinlawine über einen herzufallen. Ein Höllentempo, ein Höllenlärm, ein Höllengesang. Das ist er also, dieser rohe, ursprüngliche Black Metal aus den frühen 1980er Jahren; diese Lärmmaschine mit Punk-Einfluss, die von Nürens Dorf aus die Welt eroberte.

Die Bodenplatten unter den Füßen beginnen zu zittern, der düstere Sound durchdringt sämtliche Poren, selbst die Knochen scheinen zu vibrieren. Das Publikum vor der Bühne gerät in einen Rauschzustand, rennt im Kreis, einige schütteln die Mähne. Auf der Seite, wo die zufällig hergeratenen Festivalbesucher stehen, wirken viele Leute wie erstarrt. Selbst für hartgesottene Metalheads ist dieser archaische Sound gewöhnungsbedürftig. Eine Zeitschrift bezeichnete 1983 die Musik von Hellhammer

Fischer ist von Komponisten wie Carl Orff, Antonin Dvorák und Franz Liszt beeinflusst.

als «metallic holocaust», als «ultra-brutal». Eine Wortwahl, die man erst nachvollziehen kann, wenn man sich der Band ausgesetzt hat.

Hellhammer wieder aufleben zu lassen, ist nur schon deshalb ein Gewinn, um aufzuzeigen, welche Entwicklung diese Art von Musik und mit ihr deren Vorreiter Tom Gabriel Fischer genommen haben. Der Sound von Celtic Frost und dann auch von Triptykon ist melodischer geworden, atmosphärischer. Neben dem knurrenden Gesang («Growling») ist in manchen Songs eine sanfte Frauenstimme hinzugekommen.

Überhaupt fällt in Wacken die wagnerische Opulenz vieler Heavy-Metal-Bands auf, die opernhafte Ästhetik. Auch Fischer ist von der klassischen Musik beeinflusst, etwa von den düsteren Sinfonien Carl Orffs, Antonin Dvoráks und Franz Liszts. Für Celtic Frost hat Fischer ein Stück mit klassischen Musikern geschrieben, natürlich ein Requiem, also eine Totenmesse. Es handelt sich um eine Trilogie, deren dritter Teil erst kürzlich von Triptykon

und einem Orchester in den Niederlanden ur-aufgeführt worden ist. Als Fischer von einem Journalisten gefragt wurde, ob ein solches Projekt auch in der Schweiz machbar wäre, antwortete er: «No way. No way in hell.» Dass er in seiner Heimat so wenig Anerkennung erhält, noch nie eine Auszeichnung bekommen hat, ist bei Fischer und seinem Umfeld immer wieder ein Thema.

Jetzt, in Wacken, spielt das keine Rolle. Die Musiker strapazieren ihre Instrumente aufs äusserste. Fischer knurrt mit voller Kraft ins Mikrofon. Von Singen zu sprechen, wäre wohl verfehlt. Zwischen den Songs aber kann Fischer seinen liebenswürdigen Charakter nicht verbergen. Wenn er sich mit tiefer Stimme an die Zuschauer richtet, so tönt er wie ein sympathischer Märchenerzähler, der den bösen Wolf spielt.

Punkt ein Uhr ist fertig. Keine Zugabe, keine grosse Verabschiedung. Dabei war der Auftritt ein Triumph. Noch Stunden später wirken die Vibrationen im Körper nach. Die Band ist begeistert. Und erleichtert. Man hatte Bedenken gehabt, ob dieses Projekt an einem Festival wie Wacken funktionieren würde, wo viel Laufpublikum ist, wo viele Leute den Hintergrund von Hellhammer wohl nicht kennen. Es hat funktioniert. Und wie.

Der Bus fährt zurück ins «Artist Village». Das Essenzelt ist mittlerweile geschlossen, also ordert man einige Pizzas.

Die Schminke wird entfernt, aus Tom Gabriel Warrior wird wieder Tom Gabriel Fischer. Der Nightliner zurück nach Opfikon fährt erst um vier Uhr los, in zweieinhalb Stunden also. Egal. Es gibt noch viel zu reden über diesen denkwürdigen Abend. Und schlafen kann nach einem solchen Adrenalinschub ohnehin noch lange niemand. ○



«Es geht immer um die spektakulären Kleider»: Schauspielerin Schmidt als Henrietta von England in «Versailles».

Film

«In Paris könnte die Revolution beginnen»

Noémie Schmidt, 28, aus Sitten ist in Frankreich ein Star. Sie spielt in der grössten TV-Produktion, die je in Europa gedreht wurde, und realisierte mit Freunden schon einmal einen eigenen Film. Ihre Kunst versteht sie politisch. Was hat sie als Nächstes vor? *Von Roman Zeller*

Der Film «*Volcan*» über die wundersame Reise des orthodoxen Juden Motti in die Arme der schönen Schickse Laura liess den Stern der 28-jährigen Noémie Schmidt aus Sitten auch in der Schweiz aufgehen. Um ein Vielfaches bekannter ist Schmidt allerdings in Frankreich, wo sie seit fünf Jahren lebt. Ihre Rollen in der Netflix-Serie «*Versailles*», der teuersten je in Europa gedrehten TV-Serie, sowie im Netflix-Film «*Paris est à nous*» bescherten ihr Auftritte in grossen Talkshows, wo sie das Publikum mit ihrer elfenhaft-eleganten, natürlich-dezenten Art für sich einnahm.

Schmidt wartet an einem frühen Sommernachmittag in einem Hipster-Lokal nahe der Place de la Nation in Paris. Sie ist ungeschminkt zum Treffen gekommen, fällt aber trotzdem auf mit ihren leuchtend grünen Hot Pants, dem knallgelben Ten-

nis-Shirt, den weissen Sneakers und den gelb-blau-gemusterten Socken. Um ihren Hals hängt eine Sonnenbrille, und zwischen ihre Knie hat sie einen schwarzen Leder-rucksack geklemmt, der, was ihr erst beim Öffnen auffällt, innen mit Kebab-Sauce verschmiert ist.

«Iih.» Schmidt verzieht das Gesicht. «Ah ja.» Sie erinnert sich. Ihr Freund habe in der Nacht, um fünf Uhr morgens, den Mitternachts-Snack für die Taxifahrt verstauen müssen. Sie spricht lebhaft, trotz wenig Schlaf, jedoch nur, wenn ihr das Thema passt. Make-up zum Beispiel, in der Schauspielerei ein grosses Thema, interessiert sie nicht. Trotzdem kramt Schmidt in ihrem Rucksack, bis sie ein Döschen findet. «Ich habe noch Glitzer von der Gay Pride.» Sie tupft sich einen bordeauxroten Schimmer an die Schläfe. «Solche Schminke ist cool.» Ob ich das auch möge, fragt sie, als sie mich bereits mit ihrem Zeigefinger verziert.

Frau Schmidt, danke, dass wir jetzt beide glitzern. Sie leuchten dabei unvergleichbar stärker, gelten in Frankreich als Star und gewannen mit dem Film «*Volcan*» die Herzen der Kinobesucher in der Schweiz. Woher kommt dieser Erfolg?

Erfolg? Der ist mir egal. Ich bin dankbar, ja. Aber Erfolg, wie Sie das nennen, bedeutet mir nichts. Ich hätte nicht mal gedacht, dass ich Schauspielerin werden würde. Theater war einfach meine Leidenschaft, ich liebe es.

Was lieben Sie daran?

Geschichten zu erzählen, ein Leben vorzutauschen oder eine neue Welt zu erfinden. Ich mag aber auch die Herausforderungen des Showbusiness.

Was war Ihre grösste Herausforderung bisher?

Nein sagen zu können.

Und, klappt's?

Jetzt schon. Früher hatte ich manchmal das Gefühl, dass ich ja sage, ohne mir Gedanken

zu machen und ohne mich selbst zu respektieren. Zudem gab es Menschen, die mich nicht richtig behandelten – Regisseure, die mich baten, Dinge zu tun, die ich nicht wollte. Sie missbrauchten ihre Macht, drohten mir. Ich liess mir das gefallen, weil ich geliebt werden wollte.

Sind das die Probleme einer jungen Frau im Showgeschäft?

Absolut, es ist wirklich, wirklich schwierig.

Wer waren früher Ihre Vorbilder? Welcher Film begeisterte Sie?

Der Film «Hair» hat mich umgehauen. George Berger, die Hauptfigur, ist ein Hippie, unglaublich provokant. Das Anderssein faszinierte mich, die Marginalisierung.

Ich habe Sie mir aufgrund von Fernsehinterviews und Ihren Rollen als Everybody's Darling vorgestellt.

Also jemand, der allen gefällt? Sieh mich an. (*Zeigt auf ihr Outfit, lacht.*) Wie jemand aussieht, heisst gar nichts. Mit Glamour und roten Teppichen habe ich nicht viel am Hut und ich gehe vielleicht zweimal im Jahr an Galaveranstaltungen. Ich nutze lieber meine Stimme als Schauspielerin. Mich interessiert nicht das Bild, das man sieht, sondern was dahintersteckt. Mich auszudrücken, davon träumte ich schon als Kind. Mein Glück ist, dass mein Leben meine Arbeit ist und umgekehrt. Für mich ist beides dasselbe. Genau das wollte ich, von interessanten Menschen umgeben sein, in Paris leben – ich liebe Paris.

Unweit von hier, bei der Place de la Nation, sah ich gilets jaunes demonstrieren. Als ich beim Gare du Nord ankam, bettelten Obdachlose und Migranten. Kann es sein, dass Sie ein Paris lieben, das seine Romantik verloren hat?

Ich habe nie ein romantisches Paris erlebt. Mein Paris ist wild, wie eine grosse Demonstration. Toll, passiert es. In Paris könnte die Revolution beginnen.

Warum toll?

Wir leben in einer Welt, die grundsätzlich für alle gleich ist. Aber solange Menschen wegen ihrer Rasse oder ihres Geschlechts gefoltert, misshandelt, geschlagen oder vergewaltigt werden, werde ich nicht zur Ruhe kommen. Das zeigt sich auch in meiner Kunst, zum Beispiel beim Netflix-Film «Paris est à nous», den ich mit meinen Freunden hier in Paris für nur etwa viertausend Franken gedreht habe. Wir wollten zeigen, dass es möglich ist, auch ohne das grosse Geld. Du brauchst Mut, Stärke, eine Vision und viel Leidenschaft. Leute, die den Film gesehen haben, dankten uns dafür.

Was hat Sie derart politisiert?

So denke ich schon, seit ich mich erinnern kann. Ich war immer an Gesellschaftsfragen interessiert, dem Zusammenleben.

Ein Teil Ihrer Erziehung?

Nicht wirklich. Meine Eltern haben mir zwar viel erklärt, mich aber immer selber denken lassen und mir voll vertraut. Ich durfte schon mit etwa zwölf in Sitten um die Häuser ziehen. Wir gingen tanzen, haben geraucht und getrunken – Wodka und Gin und Tonic.

Wann mussten Sie zu Hause sein?

(*Lacht*) Das weiss ich nicht mehr. Ich war aber immer pünktlich, bin dann aber gleich wieder rausgeschlichen. Solche Regeln habe ich nie respektiert.

In Brüssel haben Sie dann an der Theaterhochschule studiert. Eine Fortsetzung der wilden Teenagerjahre?

O ja. Ich lebte in einem riesigen Haus mit vielen Bewohnern. Ich entdeckte das Theater auf einer anderen Ebene, drehte meinen ersten Film und habe nebenbei in der Oper gearbeitet. Ich habe Kinder in Gesang unterrichtet.

Hätten Sie sich vorstellen können, Lehrerin zu werden?

Ja. Aber mich interessierte so viel, ich hätte irgendetwas werden können – nur nicht Metzgerin. Das wäre zu deprimierend, immer die toten Tiere.

Deprimiert Sie der Tod?

Nicht per se. Ich überlege mir schon länger, was der Sinn des Lebens ist. Wenn aber irgendwann alles endet, ergibt es für mich keinen Sinn. Das ist absurd und sinnlos – das Kinderkriegen, Schauspiel, Schreiben. Ganz egal, was du machst, es wird sich an der Welt nie etwas ändern.



Joel Basman und Noémie Schmidt in «*Wolkenbruch*».

Sind Sie eine Pessimistin?

Überhaupt nicht, ich bin sogar sehr optimistisch. Aber sind wir nicht alle ein kleines Stück Staub im Universum? Das kann man nicht ändern. Wir sind nichts. Für mich ergibt das Hier und Jetzt Sinn, und darum bin ich verrückt nach dem Leben.

Wenn Sie etwas ändern könnten, was wäre das?

Die Steuergesetze, die würde ich ändern – ja. Die, die keine Steuern zahlen, würde ich ins Gefängnis stecken. (*Lacht hämisch*) *For reall* Sie entkommen immer, sind die Reichsten und nutzen alles aus: Afrika, Indien, die ganze Gesellschaft.

Zu «Wolkenbruch»: In einem Interview, so heisst es, reagierten Sie nicht begeistert, als Sie auf den Film angesprochen wurden.

War dieser ein Flop für Sie?

Nein, gar nicht. Ich habe diesen Film sehr gerne gemacht. Ich liebte Zürich und Joel Basman, den Hauptdarsteller. Er ist so cool. Auch die Botschaft, dass du sein kannst, wer und was immer du willst, ist wunderschön. Dass du niemanden heiraten sollst, den dir deine Eltern aussuchen, und selber denken sollst.

Sie wollten also das starre jüdische Eheprozedere aufbrechen?

Es geht nicht um Juden. Die Message ist viel allgemeiner. Wenn du etwas tun willst, lass nicht zu, dass dir andere im Weg stehen. Und vor allem, wenn es um Liebe geht. Jeder sollte lieben dürfen, wen immer er oder sie will.

Was machen Sie, wenn Sie keine Filme drehen?

Jetzt drehe ich gerade keinen Film. Wann wieder einer kommt, weiss ich noch nicht. Ich spiele gerne Tennis mit meinen Mitbewohnern. Ich liebe es, zu tanzen, ich tanze fast jeden zweiten Tag. Rock 'n' Roll oder zu elektronischer Musik. Ich mag Festivals, das Paléo in Nyon ist mein liebstes. Und Lesen.

Was lesen Sie?

«Americanah» von Chimamanda Ngozi Adichie. Es handelt von einer Frau aus Nigeria, die zum Studieren in die USA geht. Dort merkt sie, dass sie schwarz ist, und spürt die rassistische Stigmatisierung. Das Krasse ist, dass sie beides ertragen muss: schwarz und eine Frau zu sein.

Glauben Sie, dass Frauen leiden, weil sie Frauen sind?

Ja. Wie aber auch Männer darunter leiden, Männer zu sein, wenn ihnen gesagt wird, wie ein Mann zu sein hat. Daher glaube ich nicht an Geschlechter und sehe uns alle als Menschen.

Erleben Sie diese Pauschalisierung?

Wenn ich auf meine Rolle in «Versailles» angesprochen werde, geht es immer um die spektakulären, antiken Kleider. Der Darsteller von König Louis XIV wird dann immer gefragt: «Wie war es, den König zu spielen?» Er kann also Auskunft über die Figur geben. Das ist doch komisch, dass sie mich nie etwas über das Wesen meiner Figur gefragt haben – auch wenn es mir nichts ausmacht, ständig über das Kleid zu sprechen.

Wie sieht Ihre Zukunft aus? Gibt es bald einen Blockbuster mit Ihnen?

Wenn das klappt, sicher. Aber das hängt von den Menschen ab, die mich fragen. Ich habe keine Ahnung, wohin mein Herz mich trägt. Ich lebe Tag für Tag, oder ich versuche es zumindest. Ich will glücklich sein, und ich mag es, wenn ich Leute dadurch ebenfalls glücklich machen kann.

Sind Sie glücklich?

Ja, das bin ich.

The Big Swing

Drei Tage lang spielten vierzig Golferinnen und Golfer aus Europa und den USA im Engadin gegeneinander. Es war bisweilen, als ob die Bälle und die Existenzen in den Himmel flögen.

Von Michael Bahnerth

Die Neurologie kann noch nicht genau erklären, wie im Hirn Glück entsteht. Sieben Areale, mindestens, sollen an der Glücksproduktion beteiligt sein. Dreh- und Angelpunkt des Glücks ist offenbar das ventrale tegmentale Areal im Mittelhirn, das eine rege Beziehung zum Belohnungssystem, dem mesolimbischen, unterhält, dessen Treibstoff Dopamin ist, das gemeinhin als Glückshormon gilt und angrenzende Hirnregionen euphorisiert. Was man mit Sicherheit sagen kann, ist, dass Glück sehr einfach und sehr kompliziert zugleich ist.

Alles, was ich über Glück weiss, ist, dass es zerbrechlich und etwas ist, was kommt, wenn man Glück hat. Und dass die Frage, wie Glück entsteht, ganz im Gegensatz zu jener, wie Glück zergeht, im Grunde unbeantwortbar ist. Drei Tage schwebte das Glück wie fraglos im Engadin zwischen Zuoz und Samedan, zog mal hoch zum Muottas Muragl und wieder runter nach St. Moritz ins «Palace»-Hotel. Die Geschichte dieses unbeschwerten Seins ist die Geschichte von vielleicht fünfzig Menschen insgesamt, die an einem vom Engadiner Golf Club mit viel Herzblut, Leidenschaft, Know-how und, ja, Liebe organisierten Turnier teilgenommen haben oder sonst wie dabei waren.

Ryder Cup Trust heisst das Turnier, es gibt es seit ein paar Jahren, ins Leben gerufen hat es die amerikanische Unternehmerin, Society-Lady und heimliche amerikanische Königin von Monte Carlo, Susan Feaster, und es fand bis jetzt immer in Monaco statt. Ein Team aus den USA spielt gegen eines aus Europa, ganz wie im Original, dem Ryder Cup, bei dem seit 1927 alle zwei Jahre die besten Golfprofis diesseits und jenseits des grossen Teichs um die Königskrone des Golfs spielen. Im Engadin waren eine Handvoll Profis, zwei Handvoll Prominente, und der Rest waren begabte und sehr begabte Amateure. Die meisten hatten ein Single-Handicap, und das ist etwas, was alle Golfer, die Handicaps im zweistelligen Bereich haben, sehr, sehr glücklich machen würde, weil viele Amateurgolfer einer tragischen Dynamik unterliegen; an einem Tag glauben sie, einen wesentlichen Schritt vorangekommen zu sein, am nächsten schlagen sie sich zwei zurück, am wiederum nächsten Tag machen sie wieder einen Schritt nach vorne, jahrelang geht das so.

Die Teams spielten an drei Tagen je eine Runde auf einem 18-Loch-Platz, zwei auf dem Course von Zuoz-Madulain, eine auf jenem von Samedan. Sie schlugen und streichelten

die Bälle, als ob sie eine Seele hätten, für einen guten Zweck, den Ryder Trust, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, als Botschafter des Golfes jungen Menschen Zutritt zu den Fairways des Spiels und seinen charakterbildenden Werten wie Geduld, Fairness und Umgang mit Niederlagen und Siegen gegen sich selbst zu ermöglichen.

Aufkommende Berauschtigkeit

Team USA sieht auf den ersten Blick ein wenig aus, als ob die Mission «Make America Great Again» wäre. Die Spieler kommen wie aus einem Guss daher, sind gross und geben sich grossartig, und auf ihren Schuhen steht «USA». Team Europa ist eine Ansammlung von jungen Profis und meist älteren Golf-Aficionados und Howard Carpendale, der der einzige Promi ist, sieht man einmal von den vielen Unterneh-

Nach dem Hemd fielen die Masken, und sie wurden nicht wieder aufgesetzt.

mern, Immobilienbesitzern, Jachtbauern, Engadiner Tycoons und ehemaligen schottischen Rugby-Spielern ab. Die amerikanischen Promis sind solche, die wir nicht kennen in Europa, ehemalige Quarterbacks mit Superbowl-Erfahrung, Baseballspieler und Basketballer. Ob einer noch aktiv ist oder schon länger zurückgetreten, erkennt man an zwei Merkmalen. Diejenigen, die ihre Sportkarriere schon hinter sich haben, spielen besser Golf und trinken abends mehr. Die noch aktiven Spitzen-

sportler wie NBA-Star Mike Conley essen Hähnchen anstatt Bündnerfleisch und trinken Wasser anstatt Wein aus Malans.

An einem Dienstag um neun Uhr morgens begann das Turnier unter einem blauen Himmel, zwischen hohen, noch mit Schneetupfern gesprenkelten Bergen und auf einem perfekt hergerichteten Platz. Da ist die übliche Stimmung aus Konzentration und dem Versuch, locker zu bleiben. Die Grenze zwischen der Erde des Alltags und den elysischen Landschaften des Seins war noch nicht überschritten. Das kam erst abends nach der ersten Runde, die Europa knapp gewonnen hatte, weil Zuoz ein gebirgiger, wenn man so will, Golfplatz ist und kein Highway-Course, wie die Amerikaner es gewohnt sind. Der Abend war ein kleines Barbecue mit Djane Tanja La Croix und Gin-Degustation auf der Terrasse des Restaurants des Zuozer Golfklubs. Es ist schwer zu sagen, was genau geschah, sieht man einmal von der aufkommenden Berauschtigkeit ab an diesem vielleicht wärmsten Abend des diesjährigen Engadiner Sommers.

Vielleicht kann man es so formulieren; stellt man sich die Etikette des Golfes, dieses eher zurückhaltende Gentleman-Ding zwischen Stock-im-Arsch und James Bond, als Hemd vor, öffnete sich zuerst der Kragen, dann ein Brustknopf, und am Ende war das Hemd da und dort ganz weg. Nach dem Hemd fielen die Masken, und sie wurden während der nächsten zwei Tage nicht wieder aufgesetzt. Max Frisch, hätte er Golf gespielt, das im Grunde genauso demokratisch ist wie sein gepredigter Sozialismus, würde wahrscheinlich schreiben:



Auf den Greens des Lächelns: Team USA (l.), Turniergründerin Susan Feaster (M.), Team Europa.



Der feinfühilige Longhitter: Profi Djurdjevic.

Da trafen sich Golfspieler und fanden sich Menschen.

Howard Carpendale, der fast so gut Golf spielt, wie er singt, beschrieb das Glück dieser drei Tage am letzten Abend, dem Galadiner im «Palace», so: «Drei Tage lang trafst du Menschen, und keiner war unangenehm.» Wenn einer haderte, dann nur mit sich selbst, weil seine Runde nicht ganz rund war, aber die Enttäuschung über sich selber hielt nie lange an, weil da genug andere waren, die waren wie der Wind, der durch das Engadin zog und die Staubkörner im Getriebe eines Daseins wegblies. Und so waren die Tage wie eine Idee einer Welt, die nicht an vielen Orten von Idioten besiedelt ist, die dem Glück im Wege stehen.

Gänsehaut und Depression

Alle, die dabei waren, brachten jenen Rucksack mit, in dem ihre Geschichte liegt. Manche Rucksäcke waren schwerer, andere leichter. Schwer zu sagen, wie schwer jener von Howard Carpendale war. Hatte gerade eine Tournee hinter sich, eine vor sich, fuhr hauptsächlich mit dem Golfcar und rauchte Kette, Marlboro Rot. Zündete

sich im Golfcar eine an, lief hoch zum Abschlag, warf die Zigarette ins Grab, schlug ab, der Ball flog stets schön, weil Howard, wie er sagt, acht Tage die Woche Golf spielt, nahm die Zigarette wieder auf, lief zurück zum Wagen und fuhr los. Wie das so gehe, mit Kettenrauchen und Marlboro Rot, war eine Frage: «Ich rauche nur auf dem Golfplatz», antwortete Howard, «und frag mich nicht, warum, *buddy*, ich weiss es auch nicht.» Die Sache mit dem Rucksack mit der eigenen Schwere drin und Golf ist die; man legt seinen Rucksack ab und streift den Golfbag über. Das ist nicht immer eine Erlösung, fühlt sich aber zumindest am Anfang stets als Erleichterung an.

Der Rucksack von Ilija Djurdjevic ist noch leicht, er ist jung, kaum dreissig Jahre alt, er war wahrscheinlich der beste Golfer an diesen drei Tagen, einer der bestgelaunten sowieso. Am Samstag, als die meisten vom Ryder Cup Trust wieder abgereist waren, spielte er noch den Golfcup der Hotels «Badrutt's Palace», «Baur au Lac» und «Beau-Rivage» und gewann mit acht Schlägen unter Paar. Djurdjevic ist Golfprofi, im Ranking ungefähr die Nummer 2000, das klingt nach weit hinten, ist aber

doch schon einigermaßen vorne. Djurdjevic ist, auch, ein Longhitter, da ist er unter den fünf Besten der Welt. Longhitting ist einfach, wer den Ball mit dem Driver am weitesten schlagen kann, es ist ein Spektakel und wahrscheinlich eine wesentliche Facette der Zukunft dieses Sportes. Djurdjevics offizieller Rekord ist 368 Meter, 430 Meter inoffiziell. Wenn man neben ihm steht und er abschlägt, bekommt man mindestens Gänsehaut und gleich danach eine kleine Depression, weil man selbst zu jenen Golfern gehört, die die Welt umarmen würden, träfe man endlich einmal das 250 Meter entfernte Netz am Ende der Driving-Range.

Er habe, so sagte er nach seiner 64er-Runde, bisher das beste Golf seines Lebens gespielt. Im Ryder Cup Trust ist das den Europäern ein ganz klein wenig besser gelungen als den Amerikanern, aber es schien, als die drei Tage an der Bar des «Palace» sich langsam verflüssigten, beinahe nebensächlich. Weil alle drei Tage in einer sich wie wirklich anfühlenden Illusion gelebt haben, dass ein Hirn gar nicht anders könnte, als einen Menschen glücklich zu machen.

Archaisch-religiöser Blindflug

Die Moderne bildet sich viel darauf ein, über die Religion – besonders über den christlichen Glauben – erhaben zu sein. Sie weckt jedoch viele primitiv-religiöse Reflexe. Der Opferkult lebt. Daneben erscheint das Evangelium geradezu aufklärerisch. *Von Peter Ruch*

Das «Opfer» gehört zu den Archetypen der Religiosität. Nach dem Auszug aus Ägypten führten die Israeliten einen mobilen Tempel mit Opferaltar mit, dessen Bauplan das Buch Exodus umfangreich schildert. Das wird im Buch Leviticus durch präzise Opfervorschriften fortgesetzt. Bereits in der Schöpfungsgeschichte spielen Opferhandlungen eine prominente Rolle: Kain und Abel bringen Gott je ihr Opfer dar, und der Bruderzwist entzündet sich daran, dass Gott Abels Opfer annimmt und Kains Opfer zurückweist (Genesis 4). Auch Noah beginnt das neue Leben nach der Sintflut mit einer Opferhandlung (Genesis 8,20ff).

Ein Seitenblick nach Indien, einem anderen Brennpunkt früher Religiosität, zeigt, dass schon vor Gautama Buddha das Opfer im Jahreszyklus notwendig war, um die Welt lebendig und fruchtbar zu erhalten. Der Glaube, dass «die Sonne nicht aufgehen würde, brächte nicht der Priester beim Anbruch der Morgenröte das Feueropfer dar» (Shatapatha-Brahmana), verlieh den Brahmanen ihre Bedeutung und ihre Macht. Der Hinduismus zeigte sich angesichts der Einwanderungswellen auf den Subkontinent flexibel und führte zahlreiche Kulte zusammen.

Victima und sacrificium

In Israel dagegen löste die Einführung kananäischer Zeremonien Zerreißproben aus. Amos, als Hirte und Maulbeerfeigenzüchter von Gott zum Propheten berufen, wettet nicht nur gegen soziale Missstände, sondern auch gegen Tempelprostituierte und Fruchtbarkeitsrituale in Juda (Amos 5,22-24). Andere Propheten bekämpften die Opferpraxis generell. Nie wurde die Naturreligion mit ihren Opferkulten so heftig angegriffen wie in Israel.

Der Opfergedanke beruht auf der Tatsache, dass der Mensch mehr von anderem Leben zehrt, als er der Natur und der Allgemeinheit zurückzugeben vermag. Hier liegt die Quelle zur Viktimisierung anderer Geschöpfe – und zugleich zur Verschleierung der wahren Verhältnisse. Die *victima* ist das geopfert Lebewesen, abgeleitet von der indogermanischen Wurzel *weyk*, als heilig aussondern, vergleiche deutsch «weihen». Das *sacrificium* bezeichnet die Handlung, durch die der opfernde Mensch seine Heiligkeit zurückerlangen will (*sacrum facere*). Das Deutsche benennt beides mit dem Ausdruck Opfer. Er ist vom lateinischen *opus* abgeleitet und setzt den Akzent auf das menschliche Werk.

Im Neuen Testament dient der Opfergedanke bloss als Gleichnis, um den Tod des gekreuzigten Christus zu deuten. Ein neuer Opferkult wird nirgends postuliert. Der Hebräerbrief verneint ausdrücklich die Wirksamkeit von Opferhandlungen (Kapitel 9 und 10). Bekanntlich kehrte das Opferbedürfnis dennoch zurück und verhalf der Kirche zu ihrer Machtfülle. Die Reformation war nicht zuletzt ein Protest gegen die Opfer-, Priester- und Tempelkirche; sie setzte an ihre Stelle die Rabbiner- und Synagogenkirche. «Der römische Antichrist und seine Propheten haben die Welt erfüllt mit der Meinung, die Messe sei ein Werk, mit dem sich die Priester [...] und die andern Menschen, die am Opfer teilnehmen, bei Gott ein Verdienst erwürben» (Johannes Calvin). Angesichts der heutigen Säkularisierung erscheint eine solche Debatte als grotesk.

Schwarzweissmalerei und Doppelmoral

Umso heftiger wuchert in den modernen Industriegesellschaften der archaische Opferinstinkt. Wir verbrennen innert weniger Generationen fossile Substanzen aus Jahrmillionen. Der Drang nach Wiedergutmachung wurde zum zentralen Handlungsmotiv und treibt seltsame Blüten. Die Entsorgungsstellen aller Art dienen wohl der Umwelt, aber noch mehr der menschlichen Seele.

Dass die säkularisierte Gesellschaft ohne Religion auskäme, ist eine Täuschung. Vielmehr fällt sie in archaisch-religiöse Instinkte zurück, um die Kluft zwischen den Bekenntnissen und dem Verhalten zu ertragen. Alle Umweltkonferenzen ändern nichts daran, dass sich der Personenflugverkehr seit 1970 verzehnfacht hat und weiterwächst. Rund 14 000 Flugzeuge sind rund um die Uhr gleichzeitig in der Luft. Das gleiche Bild zeigt die globale Reisestatistik, obwohl Afrika daran noch kaum beteiligt ist. Trostpflaster für die Doppelmoral bietet das manichäische Weltbild: Manche Kategorien – Autofahrer, multinationale Konzerne, gewisse Forschungsgebiete, Armeen, Kernkraftwerke – werden den finsternen Mächten zugeordnet. Umgekehrt gelten Radfahrer, der öffentliche Verkehr, NGOs und alternative Energien als Lichtgestalten für die Weltrettung.

Historische Schuld wiedergutmachen

Das gleiche Muster zeigt sich beim Umgang mit der Geschichte. Deutschland ist ein an-

schauliches Beispiel. Kaum eine Kultur hat der Welt so viel geschenkt wie die deutsche. Und kaum eine Kultur hat die Welt mit schlimmeren Schrecknissen überzogen als sie. Die Schande des Völkermords weckt religiöse Urreflexe. Anders übrigens als nach dem Ersten Weltkrieg, dem eine Flut von Erinnerungsliteratur folgte, war die literarische Bearbeitung des Kriegserlebens und der Zerstörungen nach 1945 lange auffällig dünn, was das Ehepaar Alexander und Margarete Mitscherlich als «Unfähigkeit zu trauern» diagnostizierte. Als Erste waren jüdische Autoren wie Jean Améry, Ruth Klüger, Imre Kertész und Elie Wiesel mit Erzählungen sowie der Erklärung hervorgetreten, man habe nach der Befreiung aus den Lagern nicht erzählen können, weil es niemanden interessiert habe und weil man mit dem Überleben ausgelastet gewesen sei.

Nach der Ölkrise in den siebziger Jahren verlor auch das Wirtschaftswunder seine berausende Wirkung und setzte – mehr in Westdeutschland als in der DDR – eine Erinnerungsflut frei. Daraus ging eine neue Moral hervor: Kollektive, allen voran das deutsche, müssen sich erinnern und sich ihrer Schuld bewusst werden. Die Vermischung von politischer, moralischer und juristischer Schuld machte es möglich, von einer «Schuld des Volkes» zu reden. Sie wirkte als Prisma und zerlegte die Ereignisse in Täter und Opfer.

Durch die Säkularisierung war die christliche Vergebung vom Radar verschwunden, und die Deutschen konnten sich nur noch durch gute Werke rehabilitieren: Sozialstaat, Entwicklungshilfe, Klimarettung, Energie-

Ihre eigenen Interessen bringen sie auf dem Altar der Wiedergutmachung dar.

wende, Political Correctness, Weltoffenheit, offene Grenzen, Transferzahlungen an EU-Länder. Die Deutschen ritzen dauernd sich selber, ohne damit irgendjemandem zu nützen. Sie sind in der archaischen Opferfalle gestrandet, müssen Opfer aufspüren und ihnen Gutes tun. Ihre eigenen Interessen bringen sie auf dem Altar der Wiedergutmachung dar.

Deutschland ist indes kein Einzelfall. In den damals besetzten Ländern wie Österreich, Frankreich, Polen oder Jugoslawien fanden sich für den Holocaust willige Helfer.



Annahme und Zurückweisung: Kain und Abel.

Weltwoche Nr. 32.19
Bild: Peter Paul Rubens – The Courtauld Institute of Art, London

Nach dem Krieg gelang es ihnen weitgehend, sich als Opfer zu definieren.

Wegleitend ist der Opfermythos auch für das marxistische Geschichtsbild. Hier sind die Opfer die Ausgebeuteten. Sozialisten in allen Parteien teilen die Welt in Ausbeuter und Ausgebeutete auf. Letztere sind durch Opfergaben, nämlich gigantische Umverteilungen, zu heilen. Da es sich um ein religiöses Ritual handelt, ist es unerheblich, ob die Gelder irgendetwas bewirken.

Nach sechzig Jahren Entwicklungshilfe mit einer Billion Dollar für Afrika – einem wichtigen Grund für viele Misereen auf dem Kontinent – fordern europäische Politiker angesichts der Migration noch mehr vom Falschen. Auch Alleinerziehende, Migranten, Delinquenten, Suchtkranke, Frauen, Muslime, ganze Völker in fernen Ländern werden zu *victimae* erklärt und erhalten die Weihe. Migranten genießen auch dann noch den Opferstatus, wenn sie sich durch Übergriffe und Rechtsbrüche als Täter erwiesen haben. Afrikaner beklagen längst, dass viele Entwicklungsprojekte mehr Schaden als Nutzen angerichtet haben. Ebenso wirken die Umverteilungsströme auf allen Ebenen durch Fehlanreize, Betrugsmöglichkeiten und gefräßige Bürokratien zerrüttend. Die Umverteilung ist irrational und folgt dem primitiv-religiösen Opferinstinkt. Und die Armutsdefinition der Uno stellt sicher, dass die Armut, wenn nicht faktisch, so doch statistisch zunimmt.

Entwarnung

Spenden für Menschen in Not waren stets und bleiben auch in Zukunft sinnvoll. In Extremsituationen lassen sich staatliche Beiträge und Eingriffe durchaus begründen. Die Hilfsmassnahmen müssen den Empfängern dienen, dürfen aber auch den Spendern ein gutes Gefühl vermitteln. Spenden aus der eigenen Tasche erhöhen die Treffsicherheit. Wer sich jedoch laufend mit staatlichen Geldern heiligen will, setzt verhängnisvolle Anreize und öffnet die Schleusen für die Korruption.

Die Welt ist grundsätzlich viel besser, als sie dargestellt wird. Abwärtsbewegungen, Rezessionen und Einbussen ändern daran nichts. Rückschläge können die Verwendung der vorhandenen Mittel optimieren, die Solidarität zwischen den Menschen stärken und die Umwelt entlasten. Die Vergebung ist – nicht nur den Deutschen – zugesagt. Der archaisch-religiöse Blindflug mit Opferhandlungen hingegen endet im Nihilismus.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in verschiedenen Gemeinden, zuletzt in Küssnacht am Rigi.



Die Bibel Weltbilder

Von Peter Ruch

Der Herr hat den Mond gemacht zur Bestimmung der Zeiten, die Sonne, die ihren Untergang weiss (Psalm 104,19). – An die Fernsnacht anlässlich der ersten Mondlandung vor fünfzig Jahren erinnere ich mich gut. Meine Bewunderung galt dem Mut der Astronauten, der Technik und der Organisation. Als Radioelektrikerlehrling wusste ich, wie Radio, Fernsehen und Übertragungen funktionieren. Die Kommunikation über 350 000 Kilometer erschien mir als Quantensprung. Was nicht aufkommen wollte, war Begeisterung. Das verstand ich erst etwas später, als ich bei Dürrenmatt las: «Jeder Fluchtversuch ist eine Utopie. Am 20. Juli 1969 bin ich wieder Ptolemäer geworden.» Der Agnostiker Dürrenmatt war wegen der Mondlandung zum biblischen Weltbild zurückgekehrt. Warum?

Die Mondlandung war ein bewundernswerter Schritt – in die falsche Richtung. Es gibt kein Leben ausserhalb der Erde, weder irdisches noch fremdes. Der Mond stabilisiert die Erdachse und erweist sich darin als blosser Funktionär unseres Lebensraums. Die Mondreise hat bei mehreren Astronauten tiefe Irritationen hinterlassen, die sich in Depressionen, Suchtsyndrome oder familiären Zusammenbrüchen äusserten. Einzelne wurden religiös, was nahe liegt. Reicht der Erfahrungsraum bis zum Mond, drängt er weiter – bis zu Gott.

Die fiktive Aussensicht unseres Planeten prägt weiterhin das Weltbild vieler Menschen. Augenfällig ist das bei den TV-Informationssendungen, egal ob bei «Tagesschau», «Téléjournal», «Telegiornale» oder «Novosti». Mit einem Globus wird dem Zuschauer suggeriert, die ganze Welt sei im Blickfeld. Beim ZDF drehen sich mehrere durchsichtige Globusse nebeneinander, dann erscheint wie vom Himmel herab zum Beispiel Petra Gerster, um uns den Kosmos zu erklären. Sie sieht dreissig Jahre jünger aus, als sie ist, vermutlich weil sie Kosmos mit Kosmetik verwechselt und damit ungewollt den wirklichen Horizont absteckt. Auf dem Mond waren zwölf Menschen, die biblische Zahl der Vollständigkeit. Das genügt. Hienieden gibt es genug zu entdecken und zu tun. Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Im Leben der anderen: «Parasite».

Kino

Komik des Scheiterns

Die südkoreanische Gesellschafts-Groteske «Parasite», in Cannes mit der Goldenen Palme geehrt, ist klügstes Unterhaltungskino. Von Wolfram Knorr

Wer sind wir – Kim Ki Taek, Gattin Chung Sook, die erwachsenen Sprösslinge Ki Jung und Bruder Ki Woo –, dass wir in einer versifften Kellerwohnung hausen müssen, keine Arbeit haben und regelmässig von einem Säufer heimgesucht werden, der vor unser Kellerfenster pinkelt? Das Dasein der Familie Kim ist in jeder Hinsicht ganz unten, eine reine Demütigung. Doch auf einmal öffnet sich ihr eine Chance, dem Existenzloch zu entkommen. Ein Student und Freund von Ki Woo macht diesem ein verlockendes Angebot: die Nachhilfe bei Da Hye zu übernehmen, der Teenagertochter des reichen Mr Park, weil er, der Student, ins Ausland gehe. Ki Woo müsse sich nur als Student ausgeben, Mr Parks Frau Yeon Kyo verlange das; man lebt schliesslich in der Beletage. Ki Woos Schwester fälscht perfekt ein Zeugnis – und schon ist die schöne Mrs Park vom neuen Nachhilfelehrer sehr angetan.

Die Parks wohnen oben, in schöner, luftiger Moderne. Neben Tochter Da Hye gibt's noch einen kleinen Bruder, der ständig Indianer spielt, alle mit Saugpfeilen traktiert, irre malt und wohl psychologische Hilfe brauchen würde. Ki Woo durchschaut rasch Madame Parks Unsicherheit und empfiehlt ihr nach ersten Stunden mit der Tochter eine «Therapeutin» für den kleinen Racker. Dass es sich dabei um Ki Woos Schwester handelt, verschweigt er natürlich. Schritt für Schritt arbeitet sich nun Fa-

milie Kim in die sorglose Höhe des Wohlstands. Als Ki Woo mal von Mr Parks Chauffeur runter in die Stadt gefahren wird, mobbt er ihn, bis Park ihn entlässt und Ki Woo ihm einen neuen, sehr guten empfehlen kann. So kommt sein Vater ins Haus, und damit die Mutter auch eine Stelle findet, wird die Haushälterin madig gemacht. Bald hocken die Kims wie Maden im Speck und fressen und saufen sich eines Abends, die Parks sind beim Zelten, durch den gefüllten Kühlschrank – da klingelt's an der Tür und die ehemalige Haushälterin steht davor; sie habe was vergessen. Aufmachen oder nicht?

«Parasite» vom Südkoreaner Bong Joon Ho ist die aberwitzige Groteske über eine Familie, die ins Leben einer anderen einbricht. Der Koreaner versteht es meisterhaft, mit dekorativer Anschmiegsamkeit Thriller («Mother»), Horror («The Host»), Science-Fiction («Snowpiercer»), süffige Genres also, mit Gesellschaftskritik so zu vermischen, dass ein scharfes, luzides Vergnügen daraus wird. Die dramatische Gärung nimmt erst in dem Moment ihre Schärfe an, als die geschasste Haushälterin unvermittelt das lose Treiben der Familie Kim zu stören beginnt und die Eindringlinge zum Handeln zwingt. Mit immer neuen Wendungen gelingt Bong Joon Ho eine Überraschung nach der anderen, denn nicht nur die Ex-Haushälterin meldet sich zurück, auch die Parks kündigen ihre überraschende Rückkehr an, weil starker Regen ihren

Camping-Plan verkachelt hat. Bald geht es drunter und drüber, (scheinbar) wie in Boulevardklamotten, aber unterm furiosen Versteckspiel rackert sich die Komik des Scheiterns an der Familie Kim ab. Nachdem diese endlich befreit ist aus ihrem Kellerloch, schnurrt die grosse, weitläufige Villa zu einem immer enger werdenden Bunker zusammen. Die Lebensenge, der die Kims mit Raffinement entflohen sind, ist auch dort, wo sie eigentlich nicht sein soll.

Einmal wendet sich Ki Woo verzweifelt an den Vater, der einen Plan versprochen habe. Doch der hat keinen, denn, so der Vater, wenn man keinen Plan habe, könne auch keine Enttäuschung folgen. Der Sohn aber hatte einen prima Plan und verlangt einen weiteren. Das geplante Leben als Albtraum, der Albtraum als Parodie auf Lebenspläne, das ist von hoher schwarzer Komik, mit sozialkritischem Effort für die Armen und Beladenen. Diese höllische Mixtur ergibt das fulminante Kino des Koreaners Bong Joon Ho. Die Beweggründe seiner Figuren sind wie bei jedem lebenden Menschen weder ganz durchschaubar noch gar berechenbar, und exakt daraus entwickeln sich die verrückten Wendungen und der Thrill dieser «geplanten» Übernahme eines anderen Lebens. «Parasite», in Cannes mit der Goldenen Palme ausgezeichnet, ist ein absurdes Spiel über Besitzbegehren. Nicht nur, wer was besitzt, sondern wer wen besitzt. ★★★★★

Weitere Premieren

La chute de l'empire américain — In «Cabaret» sang Liza Minnelli «Money makes the world go around.» Dass Geld die Welt regiert, weiss natürlich auch der nette, studierte Philosoph und eingeschworene Kapitalismuskritiker Pierre-Paul (Alexandre Landry). Aber als nach einem missglückten Raubüberfall zwei Säcke voll Geld zurückgelassen werden, direkt vor seinen Füßen, überlegt Pierre-Paul nicht lange, rafft die Moneten an sich und will mit der Pinke freilich alles anders und besser machen als die verhassten Kapitalisten. Aber das vermasseln Polizei und Gangster, die jeweils ihre Gründe haben, Pierre-Paul das «unverdiente» Geld wieder zu entziehen. Der frankokanadische Regisseur Denis Arcand ist ein Meister klug konstruierter Situationen und gescheiter Dialoge und hält dabei eine gelun-



Geld regiert: «La chute de l'empire américain».

gene Balance. Mit dem Blick eines Satirikers betreibt er Seelen- und Sehnsuchtskunde, ohne larmoyant zu werden, ohne abzuheben, immer höchst unterhaltsam. «La chute de l'empire américain» gilt als Abschluss einer Trilogie, die er 1986 mit «Le déclin de l'empire américain» begann. Dass deutsche Titel bei nichtdeutschsprachigen Filmen gut oder gar sinnvoll sind, ist eher eine Seltenheit. Doch in diesem Fall trifft der deutsche Titel den Kern von Arcands Film besser als der Originaltitel: «Der unverhoffte Charme des Geldes». ★★★★★

Fast and Furious Presents: Hobbs and Shaw

— Ein schwarzer Bolide, der durch London rast; ein Höllenbike, dressiert wie ein Pferd; Drohnen, Jagdflugzeuge, ein androider Superbösewicht (Idris Elba); zwei Glatzkopf-Mega-Superhelden, die sich – nur scheinbar – nicht mögen, verbal ständig beharken, aber



Action-Ballon: «Hobbs and Shaw».

gemeinsam fighten (Dwayne Johnson, Jason Statham) und ein super Showdown auf Samoa. Fans der «Fast and Furious»-Reihe werden das Spin-off mögen, der Rest wird den riesig aufgeblasenen Action-Ballon nur für heisse Luft halten. Das Augenzwinkergetue der Glatzkopf-Buddys soll der Leere Substanz geben. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Parasite Regie: Bong Joon-Ho	★★★★★
2	Skin Regie: Guy Nattiv	★★★★☆
3	The Lion King Regie: Jon Favreau	★★★★☆
4	Yesterday Regie: Danny Boyle	★★★★☆
5	Spider-Man: Far From Home	★★★★☆
	Regie: Jon Watts	
6	Rocketman Regie: Dexter Fletcher	★★★★☆
7	Dolor y gloria Regie: Pedro Almodóvar	★★★★☆
8	Hobbs and Shaw Regie: David Leitch	★★★★☆
9	Rebelle Regie: Allan Mauduit	★★★★☆
10	Anna Regie: Luc Besson	★★★★☆

Jazz

Abwesender Freund

Von Peter Rüedi

Gibt es so etwas wie den «Jargon der Eigentlichkeit» in der Musik, im Jazz? Wenn immer sich mir (nicht selten!) Adjektive wie «lyrisch», «poetisch» oder gar «innig» aufdrängen, zumal im Zusammenhang mit der Kunst der «Ballade» (die im Jazz nichts mit der literarischen Ballade zu tun hat, sondern meist nichts anderes bedeutet als ein langsames, harmonisch-melodisch nachvollziehbares Stück, oft aus dem sogenannten Standards-Fundus), zögere ich einen Moment.

Wo liegt, beim Musiker wie beim Zuhörer, die Grenze zwischen wirklicher Ergriffenheit und vorgetäuschter, zwischen wahren Gefühl und Sentimentalität, zwischen Kunst und Kitsch? Schwer zu entscheiden, zumal im Jazz, einer Musik, die seit Anbeginn einen unbedenklichen, ja geradezu handgreiflichen Umgang mit dem Trivialen pflegte. Theoretisch-definitiv ist dem Problem nicht beizukommen, es ist eine Sache des Gespürs. Diese ganze Präambel hat ja nur den Sinn, das Album eines Pianisten vorzustellen, der mit einer ganz eigenen und ganz unzweifelhaften Eleganz auf der Kante balanciert. Seit vielen Jahren verwandelt Marc Copland berühmte Vorgaben und Standards, über die scheinbar alles schon gesagt ist, in eigene Musik, treibt sie an den Rand der Abstraktion, lässt dem Zuhörer aber immer die Möglichkeit, sich emotional einzuschwingen.

Copland (1948 geboren und zuerst als Altsaxofonist aktiv, was seiner Melodik auch auf dem Piano noch anzuhören ist) ist ein Jazzmusiker von erstaunlicher Produktivität und grosser Präsenz vor allem in Europa, wo seine CDs in hohem Rhythmus bei Alternativ- und Kleinlabeln erscheinen. Nun hat er seinem langjährigen Partner, dem Bassisten Gary Peacock, zu dessen Trio er gehört und mit dem er zuletzt zwei CDs (immerhin bei ECM!) eingespielt hat («Now This!» und «Tangents»), ein ganzes Solo-Album gewidmet: alles Peacock-Kompositionen (ausser einer frühen Hommage von dessen einstiger Frau Annette), nachdenkliche Musik unter verhangenen Himmeln mit gelegentlichen Sonnendurchbrüchen, nicht ohne Pathos manchmal, viel Balladeskes, aber eben ohne die Pose vorgetäuschter Selbstversenkung. Wunderbar.



Marc Copland Piano Solo: Gary Peacock. Illusions Music ILL313009



Thiel

Generationensicht

Von *Andreas Thiel*

Junger: Wenn wir nicht sofort einen globalen Aktionsplan ins Leben rufen, dem alle Nationen dieser Welt Folge leisten, ist die Klimakatastrophe unabwendbar, und die ganze Welt wird zugrundegehen.

Alter: Was hat er gesagt?

Dolmetscher: Er meint, das sei ja ein Jahrhundertsummer.

Alter: Ach so. Sag ihm, er solle diesen Sommer genießen, denn solche Sommer gibt es nur ein oder zwei Mal pro Jahrzehnt.

Junger: Was sagt der Alte?

Dolmetscher: Er rät dir, dich nicht der direkten Sonnenstrahlung auszusetzen, auf die Ozonwerte zu achten und dich darauf vorzubereiten, dass es von nun an immer schlimmer wird.

Junger: Diese ganzen Umweltverbrechen hat seine Generation zu verantworten.

Alter: Was sagt er?

Dolmetscher: Er möchte dir dafür danken, dass deine Generation die Freiheit verteidigt, den Krieg beendet und den Wohlstand geschaffen hat, damit seine Generation nun so unbeschwert aufwachsen darf.

Alter: Das freut mich. Sag ihm, dass die Freiheit das höchste Gut ist, das der Mensch haben kann, und dass sie immer erhalten, verteidigt und an die nächste Generation weitergegeben werden muss.

Junger: Was labert der Alte da?

Dolmetscher: Er gibt zu, dass seine Generation wohl viel zu sorgenfrei in den Tag hineingelebt hat und befürchtet, dass es nun wohl an deiner Generation liegt, sich zu erheben und die Menschheit in den Griff zu bekommen, sie zu führen und umzuerziehen, damit die Welt nicht innert kürzester Zeit vor die Hunde geht.

Junger: Hätte seine Generation der Welt mehr Sorge getragen, sähe die Zukunft meiner Generation nicht so düster aus. Sag das dem alten Nazi.

Alter: Was sagt der Junge?

Dolmetscher: Er ist glücklich darüber, dass deine Generation die Welt von den Nazis befreit hat.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

In bunten Farben

An den Salzburger Festspielen gibt es mittlerweile auch für die sonst unerreichbaren Opernvorstellungen Karten im letzten Moment. Was hat das zu bedeuten? Von *Hildegard Schwaninger*

Verlieren die künstlerisch hochrenommierten Salzburger Festspiele, wichtigster Tourismusfaktor der Mozartstadt, an Glanz? Diesen Sommer, ein Jahr bevor die Festspiele ihr 100-jähriges Bestehen feiern, ist alles etwas weniger glamourös als sonst. Es gibt noch für alle Vorstellungen Karten – mit Ausnahme der Wiederaufnahme von «Salome», weil alle die litauisch-armenische Sängerin **Asmik Grigorian** sehen wollen. Früher war das undenkbar, wer nicht zum elitären Klub der «Freunde der Festspiele» gehörte und seine Karten mindestens schon zu Weihnachten gebucht hatte, war ohne Chance. Die Schwarzmarktpreise stiegen bis auf 5000 Euro, ein gewitzter Hotelportier konnte sich dumm und dämlich verdienen. Heute gibt es auch für die sonst unerreichbaren Opernvorstellungen Karten im letzten Moment. Gut, das Programm ist klar weniger kulinarisch als gewohnt. Vor allem das Opernprogramm, mit Kartenpreisen bis zu 440 Euro Kernstück der Festspiele, ist etwas überspannt. «Idomeneo», «Médée», «Orphée aux enfers», «Simon Boccanegra», «Alcina» und «Oedipe» von **George Enescu**, das zieht nicht gleich wie «Die Zauberflöte», «Aida» und «Turandot». Und wie **Anna Netrebko**, die Primadiva, in einer konzertanten Aufführung von «Adriana Lecouvreur», der selten gespielten Oper von **Francesco Cilea**, um die sich auch niemand reisst. Die war zwar sofort ausverkauft, aber als die Diva dann nicht sang, weil sie «verkühlt»

war (das österreichische Wort für «erkältet»), gaben viele empört die Karten zurück. So kriegte mancher, der hoffnungsvoll vor den Toren des unerreichbaren Festspielhauses stand, eine 330-Euro-Karte geschenkt.

Die Zaungäste (jene, die vis-à-vis dem Festspielhaus stehen, um einen Prominenten zu erspähen) kamen dieses Jahr gar nicht auf ihre Rechnung. Weit und breit keiner, den man kennt. **Bianca Jagger**, die erste Frau von **Mick Jagger**, kommt ja auch schon seit dreissig Jahren regelmässig (als Trophäefrau an der Seite des Galeristen **Thaddaeus Ropac**) und reisst auch niemanden mehr vom Hocker. **Thomas Gottschalk**, der auch immer ein Habitué war, kam diesmal nicht, weil der bei der Hochzeit von **Heidi Klum** auf Capri weilte (Ende August wird er wohl noch auftauchen), und die Fürstin **Manni Sajn-Wittgenstein-Sajn** wird im Dezember hundert und mag auch nicht mehr so. Zum Glück flog Stammgast **Angela Merkel** mit dem Helikopter von ihren Wanderferien in Südtirol ein. Die Frau ist einfach ein sicherer Wert, auf den man sich verlassen kann. So waren auch die Paparazzi, die eine zentrale Rolle spielen, weil sie die Grossartigkeit Salzburgs in die Welt hinaustragen, eher frustriert – es war einfach niemand da, den zu fotografieren sich lohnte. Sogar die für Selfies meistbegehrte Netrebko zog samt Ehemann **Yusif Eyvazov** durch den Hintereingang ein. Faute de mieux stürzten sich die Fotografen auf **Regine Sixt**,



Fast verliebt

Stripperin daten

Von *Claudia Schumacher*

Es gibt diese Zeit im Leben für unkluge Entscheidungen. Sie kommt meistens dann, wenn man über einen längeren Zeitraum hinweg lauter kluge Entscheidungen getroffen hat. Du bist seit Jahren auf Diät,

nur Salat und etwas Poulet – und irgendwann findest du dich im Burger-Laden wieder, wo du zwei doppelte Cheeseburger mit Pommes, Cola und Schoko-Muffins bestellst. Oder dein Job ist dir wichtig, weshalb du niemals aufmüpfig bist im Büro – aber plötzlich kündigst du ohne Plan B, weil sie dich wieder nicht befördert haben. Natürlich ist auch die Liebe kein bisschen vernünftiger, weshalb sich also Mike in Carmen verliebte, an einem Swimmingpool in Italien.

Nun muss man wissen: Mikes Freundin war erst vor wenigen Monaten mit seinem besten Freund durchgebrannt, kein Witz. Voll das Klischee, aber ein wahres: Menschen brennen leider oft mit den besten Freunden des Partners durch. Tja. So viel zum Thema beste Freunde. Jedenfalls waren der 29-jährige Mike und seine Freundin acht Jahre lang ein Paar. Sie wohnten zusammen, wollten heiraten, Kinder, das ganze Programm. Der Verrat zog ihm den



Vordereingang: Ehepaar Sixt.



Guter Griff: Moretti, Tscheplanowa.



Wird 2020 mitgestalten: Rabl-Stadler.

die Münchner Autoverleih-Königin, und auf den Industriellen-Erben **Muck Flick**, der, mit zwei Regenschirmen bewaffnet, aus einer Limousine kletterte. Und **Alexander Pereira**, der kurzzeitig hier Intendant war (von 2012 bis 2014, länger hielten sich er und die Salzburger gegenseitig nicht aus), kam und lächelte tapfer, er gibt sich wie immer bubenhaft frohgemut, die Ärgernisse in Mailand (er hätte seinen Vertrag mit der Scala gern verlängert, wird aber durch **Dominique Meyer** von der Wiener Staatsoper ersetzt) sieht man höchstens seiner schlohweissen Haarpracht an.

Star der Salzburger Festspiele ist traditionell der «Jedermann» – und damit die Buhlschaft. Mit der Russin **Valery Tscheplanowa** hat man da einen guten Griff getan, die passende Geliebte für Titelheld **Tobias Moretti**. «Jedermann», das Mysterienspiel von **Hugo von Hofmannsthal**, wird seit Gründung der Festspiele vor dem Salzburger Dom gespielt, alle Vorstellungen sind immer wirklich – und restlos – ausverkauft. Dass sich gerade die Reichen – Publikum der Festspiele ist naturgemäss die weltweite Finanzelite – «das Spiel vom Sterben des reichen Mannes» so gern und immer wieder (es gibt Leute, die gehen jedes Jahr in den «Jedermann») anschauen, gibt Hoffnung für diese oft so unerklärbare, in Sachen Werte so durcheinandergeschüttelte Welt.

Seit 1995 ist **Helga Rabl-Stadler** Präsidentin der Salzburger Festspiele. Die 100-Jahr-Feier 2020 will sie noch mitgestalten. Dann hat sie versprochen zurückzutreten. Für die Paparazzi war sie an diesen Festspielen der Star. Sie berichteten vor allem über die bunten Farben ihrer Kleider.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Stecker. Seinen Freunden lag er in den Ohren. Alles hätte er für sie getan. Solides Miteinander, kaum Streit – obwohl sie ja auch nicht immer einfach gewesen sei. Und stets etwas spröde. Aber es hatte gepasst. Sie im Einkauf einer Modekette, er in der Buchhaltung eines Landmaschinenherstellers: In ein paar Jahren hätten sie sich ein kleines Haus gekauft und es mit einer Familie gefüllt. Und dann das! Wie konnte er sich nur so täuschen in dieser zugeknöpften Frau ohne Schminke.

Weil das nicht lange auszuhalten war, packten seine Freunde Mike Anfang Juli ins Auto. Ab nach Italien, der soll mal auf andere Gedanken kommen.

Die anderen Gedanken kamen in Form langer, nackter Beine auf Mike zu. Weiter oben: zwei grosse Argumente unter einem knappen Bikinioberteil. Gestatten, Carmen. Wahnsinnig charmante Frau mit wasserblonden Haa-

ren. Eine, die noch um vier Uhr morgens bei der Pool-Party lachend mit Mike rumschäkerte. Eine, die am nächsten Tag mit ihm Wasserski fahren ging – und im Bett Sachen machte, die er nicht für möglich gehalten hatte. Frisches Leben pulsierte durch Mikes Adern. War er gerade noch verfrüht in eine Mittellebenskrise geschlittert, so war er nun wundersam verjüngt, fast nochmal Teenager. Und nun sah er sich also in der Zukunft mit Carmen, umgeben von wahnsinnig schönen, gemeinsamen Kindern. Dass sie ebenfalls nur Ferien machte in Italien, aber eigentlich in Australien lebte, tat seiner Verliebtheit keinen Abbruch. Dass sie dort als Stripperin arbeitete, liess ihn auch nicht zweifeln. «Ich glaube, Carmen ist die Richtige!», rief er seinen Freunden auf der Heimfahrt ins Aargauische im Auto zu – und alle seufzten.



Unten durch

Beim Kiosk

Von **Linus Reichlin**

Kürzlich geriet ich in eine Demonstration gegen das Klima. Ich wollte mir am Kiosk zwanzig Stück «Minor Gianduja Intenso» holen, eine neue Kreation dieses *Prügel*-Herstellers, die an Köstlichkeit nicht zu überbieten ist. Doch die Demonstranten hatten den Kiosk bereits umstellt, vielleicht vermuteten sie dort das Zentrum der Klimaerwärmung, ich weiss es nicht. Ich kam jedenfalls nicht mehr an den Kiosk heran, und weg kam ich auch nicht mehr, es standen zu viele Schüler mit Stirnpickel und frischgewaschenen Haaren herum, die den herben Kräuterduft biologischer Shampoos verströmten. Die Schüler trugen T-Shirts, die unglaublich reich beschriftet waren, ich hatte den Eindruck, es mit sehr mitteilungsbedürftigen Seelen zu tun zu haben. Auf dem T-Shirt eines Gymnasiasten mit Rastalocken stand: «Dinosaurs didn't believe in...» Den Rest konnte ich nicht lesen, weil der Bursche das T-Shirt in die Hose gesteckt hatte. Ist das jetzt modern: T-Shirt in der Hose? Früher hat man das immer über der Hose getragen. Obwohl es früher ja kälter war als heute.

Der Rasta-Gymnasiast schwenkte eine Fahne mit einem Eisbärenkopf drauf, und weil ich unbedingt wissen wollte, woran Dinosaurier nicht geglaubt hatten, zog ich ihm das T-Shirt aus dem Hosenbund. Da stand: «...climate change.» Ich hatte etwas Originelleres erwartet, zum Beispiel «Dinosaurs didn't believe in asteroids». Das wäre doch viel hintergründiger gewesen, denn Asteroiden waren in der Vergangenheit für Klimaveränderungen verantwortlich, die wesentlich sportlicher daher kamen als die jetzige, die mir ein bisschen lau erscheint. Ich fragte den Gymnasiasten, wie viele Menschen denn bisher eigentlich schon an der Klimaerwärmung gestorben seien? Er sagte: «Zuerst sterben die Eisbären, dann die Menschen.»

Ich musste an meinen ehemaligen Schwager Ralf denken, der vor vier Jahren auf der Insel Spitzbergen von einem Eisbären angegriffen wurde. Ralf hätte sich sicher gewünscht, dass zuerst die Eisbären und dann die Menschen sterben, aber es war leider umgekehrt. Jetzt kam Bewegung in die Menge, denn einige Journalisten vom Fernsehen drängelten sich

>>> Fortsetzung auf Seite 64

mit ihrer Kamera und einem Mikrophon, über das ein Pelz gestülpt war (was die Klimaerwärmung nicht gerade plausibler machte), zu einer jungen Frau durch, die ihre Brüste entblösst hatte (was andererseits für die Erwärmung sprach). Auf den Brüsten stand: «Save the planet!» Ich fragte mich, ob die Rettung des Planeten es rechtfertigte, als Mann länger auf diese Brüste zu schauen, als es für das Lesen des Textes notwendig war. Der Chef des Fernseheteams fragte die Frau, ob sie eine Botschaft an die Erwachsenen habe. Sie sagte, man müsse endlich die Pariser Klimabeschlüsse umsetzen! Ich hatte von diesen Beschlüssen noch nie gehört, aber mir gefiel der Gedanke, dass sich Leute an einen Konferenztisch setzen und beschliessen, wie das Klima zu sein hat.

Doch bei aller Sympathie für solche Beschlüsse hätte ich nun doch gern mein Minor Intenso gekauft. Es ist eine Limited Edition, man muss sich rechtzeitig einen Vorrat zulegen, denn eines Tages wird es kein Intenso mehr geben. So ist die Natur: Limited Edition. Nichts bleibt. Alles ist nur vorübergehend. Arten entstehen, Arten vergehen, weil es ihnen zu heiss oder zu kalt wird. Ich sagte zu den jungen Leuten: «Jetzt lasst mich mal zum Kiosk durch, ich bin herzkrank und brauche ein Gesundheitsmagazin.» Und tatsächlich traten sie zur Seite, sie bildeten für mich eine Rettungsgasse! Wir haben diese Kinder wirklich gut erzogen! Einer rief sogar: «Macht Platz, der Mann hat einen Infarkt!» Den kriegte ich aber erst, als mir die Kioskfrau ins Ohr schrie (weil die Demonstranten einen Sprechchor anstimmten), sie habe gerade das letzte Intenso verkauft, die Demonstranten seien ganz scharf gewesen darauf.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Das Süsse und das Saure

Von Peter Rüedi

Mit den Haags an der Mosel ist es wie mit den Mathiers im Walliser Salgesch: Man verliert leicht den Überblick über die Genealogie der Winzerdynastien. Wilhelm Haag war als Leiter des Weinguts Fritz Haag in Brauneberg an der Mittelmosel einer der Pioniere, die die Mosel aus der letzten Krise führten. 2005 übernahm sein jüngster Sohn Oliver die Leitung des Guts. Marcus Haag wiederum leitet das Weingut Willi Haag in Brauneberg, während Wilhelm Haags ältester Sohn Thomas seit 1992 das Weingut Schloss Lieser in Lieser führt (und seit 1997 auch besitzt). Stuart Pigott, der ausgewiesene Cicerone durch die deutschen Weinlandschaften: «Als Haag hier als Verwalter tätig wurde, wusste kaum noch jemand, was die Weine aus dieser Lage auszeichnete. Die exzellenten Jahrgänge '93-'95 ermöglichten ihm nicht nur, den Ruf des Betriebs allmählich wieder aufzubauen, sondern auch ein Gespür für diese Lage und ihre Weine zu entwickeln. [. . .] Bedingt durch die tiefgründigen Schieferböden mit recht hohem Feinerdeanteil sind Haags

Rieslinge aus der Lage Niederberg-Helden Jahr für Jahr deutlich fester, kerniger und erdiger als seine Weine aus dem Brauneberg.»

Wie oft an der Mosel, so Pigott weiter, wäre Schloss Lieser bekannter, wenn dieser Aufsteiger mehr Wein hätte als 8,5 Hektar, zumal er auf niedrige Erträge achtet. Will sagen: Schloss Lieser ist rasch ausverkauft. Eine Auslese Niederberg Helden steht nun funkeln vor mir im Glas, ein Riesling aus dem Superjahrgang 2018. Es ist ein Wein mit beträchtlicher Restsüsse und niederem Alkoholgehalt. Davor zucken viele Schweizer Weinfreunde erst mal zurück, die Trockenes erwarten und, durch jahrelange klebrige Erfahrungen mit aufgezuckerten Billigweinen von outre-Rhin gebeutelt, zwar unbedenklich Sauternes aus dem Graves kaufen, niemals aber einen deutschen Süsswein. Sie seien hier beschworen, ihre Vorurteile über Bord zu werfen. Dieser Riesling ist ein derart strahlendes, klares, hinreissendes, reich duftendes und mit toller Säure ausbalanciertes Vergnügen, dass er auch einen Diabetiker wie mich alle Diätvorschriften vergessen lässt. Darauf nämlich, auf das Zusammenspiel von Süsse und Säure, kommt es an. Mit dem Schrott, den der Basler Gastrokritiker -sten vor Jahrzehnten einmal als «Traubicola» gezeigelt hatte, hat dieser noble, rassige Süsswein null und nichts gemein.

Er ist dessen Gegenteil (wie inzwischen viele süsse deutsche Rieslinge der neueren Generation). Übrigens, zur Erinnerung für latent germanophobe Schweizer Weintrinker: Die Hierarchie deutscher Prädikatsweine geht vom Kabinett, die Spätlese, über die Auslese zur Beerenauslese, Trockenbeerenauslese bis zum Eiswein (in aufsteigendem Sinn).

Weingut Schloss Lieser Thomas Haag: Niederberg Helden Riesling Auslese 2018. 7,5 %. Gerstl, Spreitenbach, Fr. 39.60 (ab 1.9.44.-). www.gerstl.ch



Salz & Pfeffer

Schlüssel zum Genuss

Von Andreas Honegger

Zwei gekreuzte Schlüssel bilden das Ortswappen von Mels im Sarganserland. Die Feinschmecker in unserem Land kennen aber seit Jahren nur einen «Schlüssel» in Mels, und das ist das Traditionslokal der Familie Kalberer. Vier Jahrzehnte lang schwang Vater Seppi den Kochlöffel am Herd, nun ist die Leitung in der Küche an den Sohn Roger Kalberer übergegangen, der unter anderem bei Rochat und Caminada tätig war. Zu unserer grossen Freude konnten wir feststellen, dass der Sohn dem kulinarischen Programm wohl seine eigene Note beigefügt hat, aber klug genug ist, die grossen Linien und die köstlichen Spezialitäten der Familie weiterzupflegen. Geblieben ist auch Marianne Blum, die sich um die Gäste kümmert.

Das Haus und seine Einrichtung atmen ebenfalls solide – in der Nidbergstube sogar elegante – Bodenständigkeit. Vier kleine Amuse-Bouches – eine Tomatenessenz, ein hervorragendes Häppchen Fisch, ein Hacktätschli mit Foie gras und ein Speckküchlein – erwiesen sich als perfekte Visitenkarte für die folgenden Gänge: Erwähnt seien die

Hummersuppe, die Bouillabaisse und das noch immer verführerische «Melsertöpfli»-Soufflé. Noch immer steht die gebratene Entenleber mit Zwetschgen auf der Karte. Auch das traditionelle Kalbsbäggli mit seiner samtigen Rotweinsauce ist ein perfektes kleines Kunstwerk. Schon eher ein grosses Kunstgebilde ist die perfekt gegarte Forelle im Teig. Ob sie wirklich aus der nahe vorbeifliessenden Seez aus dem Weisstannental stammt, haben wir nicht erfahren. Der «Schlüssel» ist mit einem Michelin-Stern ausgestattet, und es stimmt: Die Finesse der Küche lohnt den Stopp auf dem Weg ins Bündnerland. Und auch der «Gault Millau» reiht den Gasthof mit siebzehn Punkten bei der Spitzengastronomie ein.

Restaurant Schlüssel, Oberdorfstrasse 5, 8887 Mels, Tel. 081 723 12 38

Restaurant Schlüssel, Oberdorfstrasse 5, 8887 Mels, Tel. 081 723 12 38



Auto

Mikrokosmos Passstrasse

Der Porsche GT3 ist seit zwanzig Jahren ganz vorne dabei, wenn man kompromisslos schnell sein möchte. *Von David Schnapp*

Die Frage nach dem besten Sportwagen zieht natürlich so viele Antworten nach sich, wie es Leute gibt, die eine Meinung dazu haben. Trotzdem habe ich bei einer Kurzumfrage bei befreundeten Autotesterkollegen einen gemeinsamen Nenner gefunden: Am häufigsten genannt wurde der Porsche GT3. Denn wir sprechen nicht von PS-Monstern oder sogenannten Hypercars, sondern von Alltagsportautos.

Der GT3 hat, seit es ihn gibt, drei unverkennbare Charaktereigenschaften: Sechszylinder-Boxer-Saugmotor, Heckantrieb und ein Heckspoiler, so gross wie ein Stehpult im Grossraumbüro. Im Gegensatz zum GT3 RS (*Weltwoche* Nr. 42/18) ist der normale GT3 nicht nur günstiger, sondern auch etwas weniger ausladend, was die Karosserieform angeht, und das Fahrwerk ist etwas angenehmer auf Alltagsanforderungen abgestimmt.

Kürzlich konnte ich alle drei Generationen des Porsche-Alltags-Rennwagens hintereinander auf Schweizer Alpenpässen fahren: ab An-

dermatt über den Gotthard, Nufenen, Grimsel, Susten und wieder zurück nach Andermatt. Es gibt vermutlich keine besseren Strecken für ein solches Auto. Von der Rennstrecke natürlich einmal abgesehen, aber ich persönlich finde ja Rennstrecken etwas langweilig.

Windjacken und Wohnwagenanhänger

Zwar musste ich kurz an meiner eigenen Meinung zweifeln, als ein 125er-Scooter mit Berner Kennzeichen und einem Fahrer in Windjacke mir das Überholen für einige Minuten verunmöglichte. Und warum bloss sollte man mit einem Wohnwagenanhänger mit 45 km/h eine Passstrasse hinaufkriechen wollen? Oder was bringt einen dazu, mitten in einer Landstrasse sein Motorrad abzustellen und vom Mittelstreifen aus ein Foto von der Aussicht zu machen? Passstrassen sind ein faszinierender Mikrokosmos menschlicher Verhaltensauffälligkeiten.

Aber zurück zum Kern dieser Kolumne: Der beste GT3 ist natürlich das letzte Modell, das aus der Baureihe 991, und es zeigt auch, war-

um dies einer der besten alltagstauglichen Sportwagen überhaupt ist. Während bei Turbomotoren um 7000 U/min in der Regel Schluss ist, beginnt beim 500-PS-Aggregat des Porsches dort erst die Musik zu spielen. Und weil der Saugmotor bis 9000 Umdrehungen leisten kann, hat man eigentlich nie zu wenig Kraft, was gerade am Berg natürlich vorteilhaft ist. Eine Grundsatzentscheidung ist die Wahl zwischen Handschaltung und Doppelkupplungsgetriebe (PDK). Ich empfehle Letzteres, weil es angenehmer und schneller ist.

Was der GT3 vermutlich besser kann als die meisten Sportwagen dieses Kalibers, ist – besonders bei der letzten Generation – die sofortige Herstellung einer Direktverbindung zwischen Mensch und Maschine. Man setzt sich rein, startet mit einem bedrohlichen Donnerrollen den Motor und weiss schon nach den ersten Kurven, dass hier alles passt. Dass der Wagen genau das macht, was man sich vorgenommen hat, bevor man um die Ecke biegen wollte.

Porsche 911 GT3 (Typ 991)

Leistung: 500 PS/368 kW, Hubraum: 3996 ccm; max. Drehmoment: 460 Nm bei 6000 U/min;

Höchstgeschwindigkeit (PDK): 320 km/h; Beschleunigung 0–100 km/h: 3,4 sec; Verbrauch: 12,7 l/100 km; Occasionen ab ca. Fr. 152 416; neu ab Fr. 198 000.– (in Deutschland)



Tamaras Welt

Durchgeknallt

Weil sie keine Hoden enthaaren, müssen sich Frauen in Kanada vor Gericht gegen den Vorwurf der Transphobie verteidigen. Sind wir jetzt alle gaga? Von Tamara Wernli

Ein Fall in Kanada schlägt hohe Wellen. Eine Transgender-Frau, die Penis und Hoden, zerrt Kosmetikerinnen vor Gericht, weil die sich weigern, ihre Intimzone zu wachsen. Jessica Yaniv hat sechzehn Beschwerden gegen Frauen am Gerichtshof für Menschenrechte in British Columbia eingereicht, wie die Online-Ausgabe von *The Spectator* jüngst berichtete. Yaniv argumentiert, dass die Kosmetikerinnen die Menschenrechte verletzen und transphob seien. Die betroffenen Geschäfte sind Damensalons – dafür, Intimzonen von Männern zu enthaaren, sind die Mitarbeiterinnen gar nicht geschult. Man stelle sich vor: Frauen müssen nun vor Gericht kämpfen, weil sie keine Penisse und Hoden anfassen wollen. Irre Welt.

Wer die Transgender-Frau kritisiert, gilt unter Gender-Aktivistinnen als transphob. Das wurde auch dem britischen Comedian Ricky Gervais unterstellt, nachdem er sich via Twitter in die Debatte einmischte: «Wie kamen wir an den Punkt, wo Frauen für ihr Recht kämpfen müssen, zu entscheiden, ob sie einen <big old hairy> Penis und Hoden wachsen wollen oder nicht? Es ist kein Menschenrecht, seine Eier poliert zu bekommen.»

Das Bittere daran ist, dass es hier keine Gewinner gibt. Eine der Kosmetikerinnen hat schon ihren Job verloren. Und die allermeisten Transgender würden Frauen nie in diese Lage bringen – die Community wird wegen solcher Leute aber pauschal in der Öffentlichkeit so wahrgenommen und leidet darunter. Im Zuge der Berichterstattung sind weitere Dinge ans Licht gekommen: Anscheinend wollte Yaniv mit Kindern einen «Oben ohne»-Schwimm-Event organisieren, bei dem die Eltern nicht dabei sein sollten; *Daily Mail* schreibt, dass Yaniv des unangemessenen Verhaltens mit

einem vierzehnjährigen Mädchen beschuldigt wird. Transgender-Frau Blaire White, eine US-Youtuberin, die ich sehr schätze, sagt in ihrem Video: «Diese Person ist die Verkörperung dessen, was Leuten Angst macht, wenn es um Transgender geht. Es ist eine gefährliche Person, die die Trans-Community in ein schlechtes Licht rückt.» Yaniv habe ganz klar medizinisch keine Umwandlung vollzogen, darum glaube White, dass sie sich nur als transgender ausgibt: «Trans-Frauen – besonders vor ihrer Operation – fühlen sich unbehaglich mit dem Teil da unten, sie zwingen sich nicht bei Frauen in Salons auf und wollen auch nicht an der Stelle berührt werden.»

Beim Thema Geschlechtsidentitätswechsel bin ich hin- und hergerissen. Einerseits ist unbestritten: Menschen, die sich mit ihrem biologischen Geschlecht nicht identifizieren, soll ein Identitätswechsel nicht unnötig schwer gemacht werden. Auch wie sich eine Person selbst sieht, ist jedem seine Sache; ich spreche jeden so an, wie er/sie es möchte. Und die meisten Transgender denken ja nicht: «So, heute bin ich mal eine Frau und morgen ein Mann», sondern sie fühlen, dass etwas nicht stimmt und sie nicht im richtigen Körper sind.

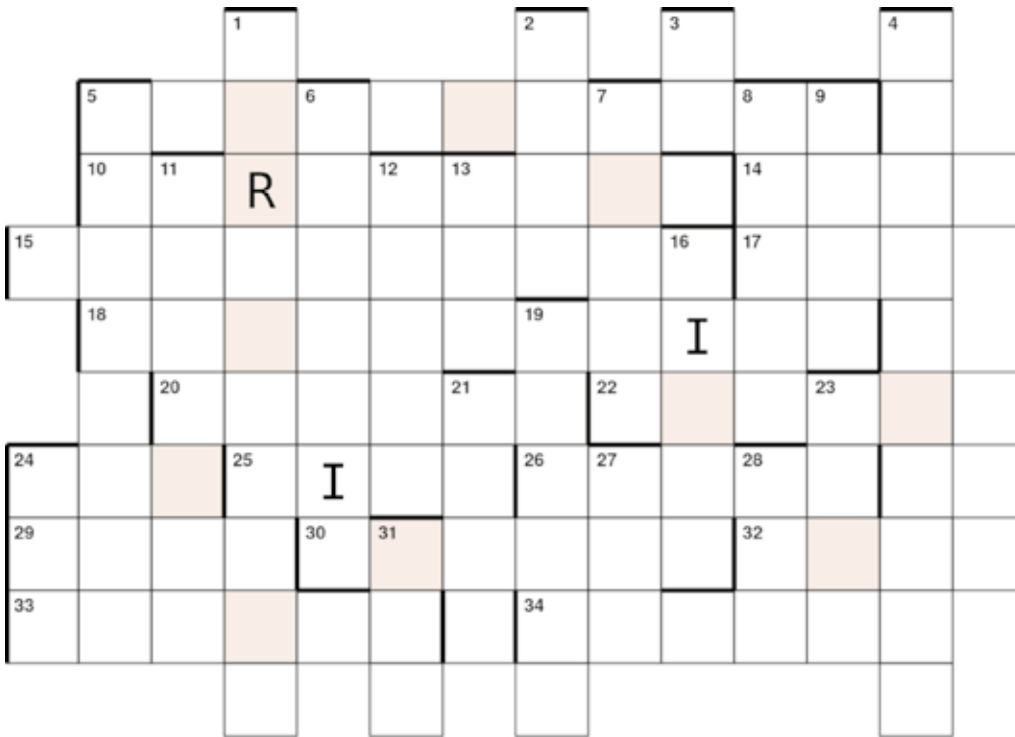
Andererseits offenbaren Fälle wie dieser, dass die Transgender-Ideologie, laut der jeder sein Geschlecht selbst bestimmen und seine eigene Wahrheit gemäss seinem emotionalen Selbstverständnis kreieren kann, nicht zu Ende gedacht wurde. Die Gesetzeslage in Kanada besagt, dass man eine Person mit jenem Geschlecht anerkennen und ansprechen muss, mit dem sie sich identifiziert, und man schon nur für das Infragestellen eines Geschlechts, egal, ob ein medizinisches Attest vorliegt, rechtlich belangt werden kann. In der

Schweiz leben schätzungsweise zwischen 100 und 200 Menschen mit einer Trans-Identität, laut US-Studien liegt der Bevölkerungsanteil insgesamt bei ein bis zwei Prozent. Auch bei uns ist es Ziel des Bundesrates, dass Transmenschen künftig ihr Geschlecht «unbürokratisch» mittels einer einfachen Erklärung gegenüber dem Zivilstandsbeamten ändern können, ohne dass eine vorgängige medizinische Untersuchung notwendig ist. Der Bundesrat wird die Botschaft zur Änderung des Zivilgesetzbuches voraussichtlich noch 2019 verabschieden.

Wie realistisch aber ist es, Geschlechtsidentitätswechsel ohne äusserliche Merkmale einer Umwandlung und vor allem ohne medizinische Bescheinigung gesetzlich zu fördern und zu begünstigen? Welche gesellschaftlichen Folgen hat es, wenn wir alle unser biologisches Geschlecht so leicht ändern können? Spinnt man es weiter, könnten ja Job-suchende je nach Stellenbeschreibung einfach ihre Identität anpassen. Oder erfolglose Profiboxer ein Comeback bei den Damen geben. Wie geht man mit der vermehrt eintretenden, absurden Situation um, dass Transgender nach ihrer Transformation vom Mann zur Frau in sportlichen Wettkämpfen wie beim Gewichtheben gegen Frauen antreten, haushoch gewinnen und die biologisch weiblichen Athletinnen keine Chance gegen sie haben, weil deren körperliche Überlegenheit trotz Hormonbehandlung vorhanden ist?

Ist es nicht auch Diskriminierung, wenn eine Person per Gesetz mit der Transphob-Keule niedergestreckt werden kann, weil sie sich weigert, Hoden zu wachsen? Oder das Geschlecht eines Mitarbeiters hinterfragt? Auf ihrem Standpunkt besteht, dass ein biologischer Mann immer ein Mann ist? Jeder soll so leben können, wie er möchte, aber andere, wie im Fall Yaniv, zu Handlungen zu zwingen, die sie nicht wollen, das hat dann auch nichts mehr mit Toleranz zu tun und sollte nicht von fragwürdigen Gesetzen gestützt werden.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel. Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Angeln auf dem Zeltplatz

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Mottenköpfige Eulenspiegelerei. **10** Umgekehrt genauso, umgekehrt. **14** «33 Waagrecht»-Knacker, ganz schön schlau und gewendet Simbas Frau. **15** Zwischenmahlzeitliche Pause oder woran (Mz.) es Gelangweilten fehlt. **17** Höchstfüllmenge kennzeichnender Lausbub. **18** Zeitlich unter anderem im Jura heimischer Vogel-Urahn und somit Urhahn. **20** Nicht kleinzukriegen mit kleinem Oberleitungsomnibus. **22** Beherbergt sprichwörtlich besonders arme souris sowie wörtlich stachelige Fische. **24** Gordon Shumway, Melmacer Katzenliebhaber. **25** Hsilived: direkt darin und direkt übertragen. **26** Zwei Buchstabendreher drücken aus Poren diese Darbietungen für Seher und Ohren. **29** Moderner Römer sieht beim angeblichen Feuerteufel von Rōma schwarz. **30** Er schläft im Zelt oder darin. **32** Mehr als eine Eins in Pembroke Pines. **33** Gab den Alliierten maschinell Rätself auf. **34** Lebkuchenzutat; versucht von der Mitte an, Person zu ermitteln.

Senkrecht — **1** Erkennt und benennt auf und ins Haupt geschaut – zweifelhaft! – Charaktereigenschaft. **2** Zumindest etymologisch der Unterwelt entsprungene, Fantasywelten bevölkernde brutes. **3** Alexej hört sich dabei (dabei dabei) bestätigt. **4** Trifft auf Arzt im Urlaub oder so manchen Studiengang zu. **5** Kiesfänger für Fussgänger mit integriertem Feinkies. **6** Steigert den Umsatz von Sauerstoff im Körper und den des Fitnesstrainers. **7** Paariges Harnorgan. **8** Dromedar-Kippe und dessen englische Sippe. **9** Eindeutig (,) nicht das Gelbe vom Ei. **11** Mit Unterbruch denglische Chinapfanne, akustisch hierzulande oft störfrei. **12** Momentan schlummerner, italienischer Feuerspucker. **13** Europäisches NASA-Analogon. **16** Sandland und nominell Stromnation. **19** Fantastisches Idealistenreich, leider nicht bloss namentlich nirgendwo. **21** Macht : zu ; und nar zur Schulung. **23** Gehalten pausiert und in drinnen drinnen. **24** «Hi-han» sagender IA-Sager. **27** Hält – mightier than the sword! – zum Beispiel pigs im Zaum. **28** Aktivität, die boat kanonisch oder auch sonst gently down the stream befördert. **31** Der schlüpfrige Schwimmer im Festzimmer.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 628



Waagrecht — **3** TRAMPELTIER: Hocker wird mit umgelautetem o zu Höcker. **10** ZOOMOBIEKTIVE **14** IBEROAMERIKA **17** TIR(ADE) **18** PRENOM: franz. Vorname **20** MODI: plural von Modus **21** (LEHN)SESSEL **23** IOKE: engl. Witz **25** RETTET: Zitat von Goethe **26** GALLE **27** IAKUZA **28** POLIFON = mehrstimmig **29** ENG **30** TEE

Senkrecht — **1** KLEMPNEREI **2** VITRE (Vitrine): franz. Glasscheibe **3** (TOITOI) TOI: toi = franz. du **4** ROBIDOG **5** AMERIKA **6** M(ORAL) **7** (Bäcker- und Fleischer)EI **8** RV steht für Recreational Vehicle (engl. Wohnmobil). **9** BEA: Berner Messe **11** BODENLOS: Fass ohne Boden **12** (Sich oder ver-)IAEHREN **13** KERSTIN: von der Mitte her mit Umgriff «Stinker» **15** (IN)(SEKT) **16** KOSTUEM **19** METZE: veraltet für Prostituierte **22** E(TAG)E **24** (Fussball)ELF

Lösungswort — **KASSENARZT**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

STIHL TIMBERSPORTS®

SWISS CHAMPIONSHIP 2019



⚔️ Allmend, Luzern ⚔️

17. / 18. August 2019



Besuchen Sie STIHL auch an der Forstmesse: Halle 2, Stand C02

 [STIHL-TIMBERSPORTS.CH](https://www.stihl-timbersports.ch) 